Die Grenzstreifer.

Zweiter Band.

Die

Grenzstreifer.

Von

Gustav Aimard.

Deutsch

von

W. E. Drugulin.

Zweiter Band.

Leipzig, 1861.

Verlag von Christian Ernst Kollmann.

Erstes Kapitel.

Die Venta del Potrero.

Wir bedienen uns jetzt unseres Vorrechtes als Erzähler, um den Schauplatz für die nächste Zeit nach Texas zu verlegen und nehmen den Faden unserer Erzählung ohngefähr sechszehn Jahre nach den eben mitgetheilten Ereignissen wieder auf.

Der dämmernde Tag färbte bereits die Wolken mit seinem gelblichen Lichte, die Sterne erloschen am dunklen Himmelsdome, und am äußersten Horizont verkündete ein Purpurstreif den bevorstehenden Aufgang der Sonne. Tausend unsichtbare Vögel, die unter dem dichten Laube behaglich geschlummert hatten, erwachten plötzlich und stimmten ihr fröhliches Morgenlied an, während das Geheul der Raubthiere, welche vom Flusse zurückkehrten und langsam ihr Lager wieder aufsuchten, immer dumpfer und entfernter klang.

In dem Augenblicke erhob sich ein leichter Wind, drang in die dichte Dunstwolke, welche sich in jenen Tropengegenden über der Erde lagert, wirbelte sie eine

Zeit lang umher, zerriß den Nebel dann plötzlich und jagte ihn am Himmel fort, wodurch wie auf einen Zauberschlag sich den überraschten Blicken plötzlich die lieblichste Landschaft welche der Dichter ersinnen, oder der Maler ahnen kann, zeigte.

In Amerika hat sich die Vorsehung besonders darin gefallen, die ergreifendsten landschaftlichen Effekte zu schaffen und die Contraste und harmonische Bildung einer urgewaltigen Natur findet sich nur dort.

Im Mittelpunkte einer ungeheuren, von allen Seiten durch erhabene Urwälder begrenzten Ebene unterschied man die mannichfachen Windungen eines mit Sand bestreuten Weges, dessen goldgelber Schein sich anmuthig von dem dunklen Grün und dem silbernen Gewässer eines schmalen Baches unterschied, der in den ersten Strahlen der Sonne wie ein Strom funkelnder Edelsteine erglänzte. Unweit des Baches und ziemlich in der Mitte des Raumes erhob sich ein weißgetünchtes Haus mit einem auf Säulen ruhenden Vorbau und einem rothen Ziegeldache. Jenes Haus war mit Schlinggewächsen, deren breite Blüthenbüschel die Mauern anmuthig zierten, malerisch umrankt und war eine auf einer kleinen Anhöhe errichtete Venta, d. h. Gasthaus. Ein sanfter Abhang führte hinauf und vermöge seiner Stellung beherrschte das Haus die großartige weite Landschaft, wie der Condor, der hoch in den Wolken schwebt, auf die Erde niederblickt.

Mehrere malerisch gruppirte Dragoner, ohngefähr

zwanzig an der Zahl waren vor der Thür der Venta damit beschäftigt, ihre Pferde zu satteln, während die Arrieros sieben bis acht Maulthiere emsig mit Ballen beluden.

Einige Stunden vor der Venta erblickte man auf dem Wege mehrere davonsprengende Reiter, wie kleine, fast unsichtbare schwarze Punkte. Dieselben waren im Begriff, den früher erwähnten Wald zu betreten, der allmählich bergauf stieg und von einer Kette hoher Berge beherrscht war, deren bewaldete und phantastisch gestaltete Gipfel in dem Blau des Himmels fast verschwanden.

Die Thür that sich auf und ein junger Officier trat trällernd, und von einem dicken untersetzten Mönche begleitet, heraus. Hinter ihnen erschien ein reizendes, junges Mädchen von achtzehn bis neunzehn Jahren auf der Thürschwelle. Sie war blond und zart; ihre blauen Augen und ihr goldenes Haar verlieh der anmuthigen, niedlichen Gestalt einen ätherischen Zauber.

„Wohlan," sagte der Capitain, denn der junge Mann trug die Abzeichen jenes Ranges, „wir haben bereits zu viel Zeit verloren, auf's Pferd, auf's Pferd!"

„Nun, nun," brummte der Mönch, „wir haben uns ja kaum Zeit gegönnt, zu frühstücken, warum haben Sie denn so entsetzliche Eile, Capitain?"

„Frommer Mann," entgegnete der Officier höhnisch, „wenn Sie es vorziehen sollten hier zu bleiben, so steht es Ihnen vollkommen frei."

„Nein, nein, ich breche mit Ihnen auf!“ rief der Mönch mit erschrockener Geberde aus, „Caspita! ich will ja Ihre Escorte benutzen.“

„Dann beeilen Sie sich, denn in fünf Minuten gebe ich das Zeichen zum Aufbruch.“

Nachdem sich der Officier rings in der Ebene umgeschaut hatte, winkte er seiner Begleitung, ihm sein Pferd vorzuführen und schwang sich mit jener Leichtigkeit und Anmuth in den Sattel, die den Mexikanern besonders eigen ist. Der Mönch unterdrückte einen Seufzer des Bedauerns, denn er verließ ungern die reichliche Gastfreundschaft, die er im Wirthshause fand um sich den Gefahren und Unbequemlichkeiten einer langen Reise auszusetzen. Mit Hülfe der Arrieros gelang es ihm mit Mühe und Noth sich auf den Rücken eines Maulthieres zu setzen, das unter der ungeheuern Last zusammenzubrechen drohte.

„Ach!“ murmelte er, „endlich sitze ich.“

„Zu Pferde,“ befahl der Officier.

Die Dragoner gehorchten augenblicklich und man hörte eine Zeit lang keinen anderen Laut, als das Klirren ihrer Säbel.

Das früher geschilderte junge Mädchen war bis dahin stumm und unbeweglich auf der Schwelle der Thür stehen geblieben und warf, von einer geheimen Angst verfolgt, verstohlene Blicke auf zwei bis drei Campesino's, welche sich nachlässig an die Mauer der Venta lehnten und die Bewegungen der Caravane mit

zugleich trägen und neugierigen Blicken beobachteten. In dem Augenblicke aber, wo der Capitain das Zeichen zum Aufbruche geben wollte, trat sie zu ihm und reichte ihm einen Mechero.

„Mein Herr Officier," sagte sie mit sanfter melodischer Stimme, „Ihr Cigaretto ist ausgegangen."

„Das ist bei Gott wahr," entgegnete dieser und neigte sich verbindlich zu ihr herab, worauf er den Mechero, nachdem er sich desselben bedient, mit den Worten: „Ich danke, mein schönes Kind," zurückgab.

Das junge Mädchen benutzte den Augenblick, wo sich der Officier zu ihr herunterbeugte, um ihm rasch und leise zuzuflüstern:

„Sehen Sie sich vor."

„Was?" entgegnete er, indem er sie scharf ansah. Sie legte, ohne zu antworten, den Finger an die rosigen Lippen, wandte sich dann rasch ab und ging in das Haus zurück.

Der Capitain richtete sich mit gerunzelten Brauen im Sattel auf, und warf den Müssiggängern, die an der Wand lehnten, zornige Blicke zu, bald aber schüttelte er den Kopf und murmelte verächtlich:

„Bah! das würden sie nicht wagen."

Hierauf zog er seinen Säbel, der im Sonnenscheine lustig blitzte, stellte sich an die Spitze der Truppe und sagte:

„Fort!"

Sie sprengten davon.

Die Maulthiere folgten dem Glöckchen der Nena und die Dragoner umringten die Recua und schlossen sie vollständig ein.

Die Campesino's, welche der Abreise der Truppe beigewohnt hatten, folgten derselben eine Zeit lang mit den Blicken durch die zahllosen Biegungen der Straße und kehrten dann Einer nach dem Anderen in die Venta zurück.

Das junge Mädchen war allein; sie saß auf einem Equipal und war, wie es schien, eifrig damit beschäftigt, ein weibliches Kleidungsstück auszubessern. Das unmerkliche Beben aber, welches ihre Glieder durchschauerte, sowie ihre ungewöhnliche Röthe und die scheuen Blicke, welche sie unter den langen Wimpern hervor von Zeit zu Zeit auf die Campesino's warf, verriethen, daß sie weit entfernt war eine solche Ruhe wirklich zu empfinden.

Es waren drei Campesino's, sämmtlich Männer im kräftigsten Alter mit scharfgeschnittenen, charakteristischen Zügen, scheuen Blicken und rohem rücksichtslosen Betragen.

Sie trugen die Kleidung der Grenzbewohner Mexiko's und waren gut bewaffnet.

Sie setzten sich auf eine Bank, die vor einem grob gezimmerten Tische stand, worauf der Eine mit der Faust heftig auf den Tisch schlug, und zu dem jungen Mädchen gewandt barsch sagte:

„Zu trinken!"

Letztere erbebte und blickte rasch auf.

„Was wünschen Sie, Caballero's?" sagte sie.

„Mezcal.“

Sie stand auf und beeilte sich sie zu bedienen. Derjenige, welcher zuletzt gesprochen hatte, hielt sie, als sie sich eben entfernen wollte, am Kleide fest und sagte:

„Einen Augenblick, Carmela.“

„Lassen Sie mein Kleid los, Ruperto,“ sagte sie mit einer leichten Anwandlung von Unmuth, „Sie werden es zerreißen.“

„Sie glauben wohl, daß ich sehr ungeschickt bin?“

„Nein, aber Ihr Benehmen gefällt mir nicht.“

„Oho! Mein schönes Vögelchen, man ist doch sonst nicht so spröde.“

„Was wollen Sie damit sagen?“ fragte sie erröthend.

„Genug, ich weiß, was ich weiß; darum handelt es sich aber jetzt nicht.“

„Um was handelt es sich denn?“ fragte sie mit geheuchelter Verwunderung; „habe ich Ihnen nicht den verlangten Mezcal gebracht?“

„Ja, ja, ich habe aber etwas mit Ihnen zu sprechen.“

„Nun, so sprechen Sie schnell und lassen Sie mich los.“

„Sie haben große Eile, sich mir zu entziehen; fürchten Sie etwa, daß Ihr Liebster unsere Unterhaltung belauschen könnte?“

Die Gefährten Ruperto's erhoben ein schallendes Gelächter und das junge Mädchen stand betroffen.

„Ich habe keinen Liebsten, Ruperto, das wissen Sie ja,“ sagte sie mit thränenden Augen und es ist

schlecht von Ihnen, daß Sie ein armes, wehrloses Mädchen schmähen."

„Nun, nun, ich beleidige Sie ja nicht, Carmela; was für ein großes Unrecht wäre es denn, wenn ein so schönes Kind wie Sie einen Liebsten, oder lieber zwei für einen hätte?"

„Lassen Sie mich gehen," sagte sie, indem sie sich mit einer heftigen Geberde loszumachen suchte.

„Nicht, ehe Sie meine Frage beantwortet haben."

„So fragen Sie denn und machen Sie ein Ende."

„Wohlan, meine kleine Spröde, haben Sie doch die Gefälligkeit, mir zu sagen, was Sie mit der kleinen Zierpuppe, dem Officier, heimlich gesprochen haben?"

„Ich!" antwortete sie verlegen, „was soll ich ihm weiter gesagt haben?"

„Das ist es eben, Nina, Sie sollen ihm nichts gesagt haben, ich wünsche aber zu wissen, was Sie ihm gesagt haben."

„Lassen Sie mich in Ruhe, Ruperto, Sie gefallen sich darin, mich zu quälen."

Der Mexikaner blickte sie scharf an.

„Umgehen Sie meine Frage nicht, mein schönes Kind," sagte er trocken, „denn sie ist von Wichtigkeit."

„Das kann sein, ich habe Ihnen aber nichts zu antworten."

„Weil Sie wissen, daß Sie Unrecht haben."

„Ich verstehe Sie nicht."

„Wirklich. Dann will ich mich näher erklären:

In dem Augenblicke, wo der Officier wegreiten wollte, haben Sie ihm gesagt: Sehen Sie sich vor! Wagen Sie, das zu leugnen?"

„Da Sie mich gehört haben," sagte sie, und versuchte einen scherzhaften Ton anzunehmen, „brauchen Sie mich ja nicht zu fragen."

Die Campesino's runzelten bei der Anklage Ruperto's die Stirne; die Lage wurde bedenklich.

„Oho!" sagte einer von ihnen, indem er plötzlich aufblickte, „hat sie das wirklich gesagt?"

„Doch wohl, da ich es gehört habe!" entgegnete Ruperto barsch.

Das junge Mädchen blickte sich erschrocken um, als suche sie einen Beistand, der nicht vorhanden war.

„Er ist nicht da," bemerkte Ruperto boshaft, „Sie brauchen sich daher nicht nach ihm umzusehen."

„Wer?" sagte sie zwischen der Beschämung über seinen Argwohn und dem Schrecken über ihre gefährliche Lage schwebend.

„Er!" entgegnete er hohnlachend. „Hören Sie, Carmela, Sie haben sich bereits öfter als uns angenehm ist, in unsere Angelegenheiten gemischt. Ich rufe Ihnen jetzt selbst das Wort zu, welches Sie dem Capitain gesagt haben und rathe Ihnen, es nicht zu vergessen: Sehen Sie sich vor!"

„Ja," bemerkte ein Zweiter finster, „wir könnten sonst leicht vergessen, daß Sie nur ein Kind sind und Sie Ihre Angebereien schwer büßen lassen."

„Bah!“ fügte ein Dritter hinzu, der sich bisher an der Unterhaltung nicht betheiligt und nur getrunken hatte: „Wenn uns Carmela verrathen hat, muß sie bestraft werden.“

„Recht so, Bernardo,“ entgegnete Ruperto, indem er auf den Tisch schlug; „wir sind eben in der erforderlichen Zahl beisammen, um das Urtheil zu fällen.“

„Ach Gott!“ sagte sie, indem sie heftig bemüht war, sich aus den Händen des Mannes zu befreien, der sie bisher festgehalten hatte, „lassen Sie mich los.“

„Halt da!“ rief Ruperto aufstehend aus, „sonst giebt es noch ein Unglück.“

Die drei Männer eilten auf das junge Mädchen zu, welches halb todt vor Schrecken vergebens bemüht war, die Thür der Venta zu öffnen.

In dem Augenblicke aber, wo die drei Männer ihre harten, schwieligen Hände auf die weißen, zarten Schultern des Mädchens legten, öffnete sich die Thür der Venta plötzlich weit und ein Mann erschien auf der Schwelle.

„Was geht hier vor?“ fragte er finster, indem er die Arme über der Brust kreuzte; er blieb unbeweglich auf der Schwelle stehen und blickte die Anwesenden nach der Reihe an.

Die Stimme des Neuangekommenen klang so drohend, seine Augen blitzten so finster, daß die drei Männer fast unwillkürlich vor Entsetzen bis an die

entgegengesetzte Wand zurückwichen, indem sie bestürzt murmelten:

„Der Jaguar! Der Jaguar!"

„Retten Sie mich, retten Sie mich!" rief das junge Mädchen verzweiflungsvoll aus, indem sie auf ihn zueilte.

„Ja," sagte er mit bewegter Stimme, „ja, Carmela, ich werde Dich retten und wehe dem, der ein Haar auf Deinem Haupte krümmt."

Hierauf faßte er sie sanft in seine nervigen Arme und legte sie behutsam auf eine Butaca, auf welcher sie halb ohnmächtig zurücksank.

Der Mann, welchen wir so plötzlich eingeführt haben, war noch sehr jung; sein bartloses Gesicht würde einen kindlichen Charakter gehabt haben, wenn aus dem regelmäßigen, fast weiblich zartem Ovale nicht ein Paar große, schwarze Augen geblitzt hätten, deren verzehrendem Feuer und magnetischer Gewalt nur Wenige zu widerstehen vermochten.

Sein Wuchs war hoch und schlank, seine Glieder wohlgebildet, seine Brust breit; sein nachtschwarzes, üppiges Haar quoll unter seinem Bigogne-Hute, der mit einem goldenen Toquilla geziert war, in reichen Locken nieder und wallte bis auf seine Schultern.

Er trug die glänzende und kostbare Tracht der Mexikaner; seine Calzoneras von violettem Sammet, die über dem Knie geschlitzt und mit einer Unmasse ciselirter goldener Knöpfe besetzt waren, ließen sein fein-

geformtes nerviges Bein frei, das mit feinen, seidenen, perlgrauen Strümpfen bekleidet war; die Menga, welche er über der Schulter trug, hatte einen breiten goldenen Besatz, ein Gürtel von crêpe de Chine war um seinen Leib geschlungen, und ein Paar Pistolen, so wie ein blankes Machete mit breiter Klinge war vermittelst eines stählernen Ringes an demselben befestigt; ein amerikanischer, mit Silber ausgelegter Rifle hing an einem Bande über seiner Schulter.

Das Wesen jenes so sehr jugendlichen Mannes hatte einen so gewaltigen Zauber, etwas so unwiderstehlich Imponirendes, daß man ihn nicht sehen konnte, ohne ihn zu lieben, oder zu hassen; denn er machte auf Alle ohne Ausnahme, mit welchen er in Berührung kam, unwillkürlich einen tiefen Eindruck.

Niemand wußte wer er war, oder woher er kam, selbst seinen Namen kannte man nicht, daher hatte man sich genöthigt gesehen, ihm einen Beinahmen zu geben, welchen er übrigens gelten ließ, ohne darüber verletzt zu sein.

Die folgenden Ereignisse werden seinen Charakter hinreichend veranschaulichen, so daß wir uns für den Augenblick nicht eingehender mit demselben zu beschäftigen brauchen.

Zweites Kapitel.

Das Gespräch.

Allmählich fanden die drei Männer, nachdem sie ihren Schrecken über das Eintreten des Jaguar überwunden hatten, ihre gewohnte Fassung wieder. Als sie die ruhige Haltung desselben bemerkten, kehrte ihre Frechheit, wenn auch nicht ihr Muth, zurück, denn sie waren bereits seit langer Zeit daran gewöhnt ihn zu fürchten.

Ruperto, der ärgste Bösewicht der Gesellschaft, faßte sich zuerst, und da er überlegte, daß der Gefürchtete allein sei, mithin die Uebermacht nicht auf seiner Seite war, trat er entschlossen an ihn heran.

„Rayo de Dios!“ sagte er in frechem Tone, „laßt die Spröde gehen, denn sie hat nicht nur verdient, was ihr geschieht, sondern auch die Strafe, welche wir ihr jetzt auferlegen werden.“

Der junge Mann fuhr zusammen, als habe ihn eine Schlange gebissen, warf dem Sprecher über die Schulter einen drohenden Blick zu und sagte:

„Redet Ihr etwa mit mir in dem Tone?“

„Mit wem denn sonst?“ entgegnete jener keck, obwohl er innerlich über die Art, wie seine Worte aufgenommen wurden, nicht ohne Besorgniß war.

„So?“ antwortete der Jaguar ruhig, und ohne ein Wort weiter zu sagen, ging er mit gemessenen Schritten auf Ruperto zu, der von dem magnetischen Blicke des Mexikaners gefesselt, unbeweglich dastand, und ihn mit steigendem Schrecken auf sich zukommen sah.

Der Jaguar blieb einen Schritt vor dem Campesino stehen.

Der, scheinbar so einfache Vorgang, mußte doch für sämmtliche Anwesenden eine furchtbare Bedeutung haben, denn alle Herzen schlugen bang, und alle Gesichter waren bleich.

Der Jaguar, dessen Züge erdfahl und verzerrt, dessen Augen blutunterlaufen und dessen Stirn gerunzelt war, streckte den Arm aus um Ruperto zu fassen, der vor Schrecken starr dastand und keinen Versuch machte, sich der nervigen Faust zu entziehen, obwohl er wußte, daß die Berührung derselben tödtlich war.

Plötzlich sprang Carmela wie ein gescheuchtes Reh auf und warf sich zwischen beide Männer.

„Ach!“ rief sie mit flehend gefalteten Händen aus, haben Sie Mitleid mit ihm, tödten Sie ihn nicht.

Die Miene des jungen Mannes veränderte sich plötzlich und nahm einen unaussprechlich sanften Ausdruck an.

„Es sei!“ sagte er, „da Sie es wollen, soll er nicht sterben; er hat Sie aber beleidigt, Carmela, und

muß dafür büßen. Knie nieder, Elender," fuhr er zu Ruperto gewendet fort, indem er ihm die Hand fest auf die Schulter stemmte, „knie nieder und bitte jenen Engel um Verzeihung."

Ruperto sank in knieender Stellung unter dem eisernen Drucke zu Boden und fiel dem jungen Mädchen vor die Füße, indem er in furchtsamem Tone murmelte:

„Verzeihung! Verzeihung!

„Genug!" sagte der Jaguar jetzt mit furchtbarer Stimme, stehe auf und danke Gott dafür, daß Du meiner Rache dieses Mal entgehst. Oeffnen Sie die Thür, Carmela.

Das junge Mädchen gehorchte.

„Auf's Pferd," fuhr der Jaguar fort, „erwartet mich am Rio-Seco, und daß sich Keiner von der Stelle rühre bis ich komme, sonst gilt es den Kopf, geht!"

Die drei Männer senkten den Kopf und entfernten sich ohne zu antworten; einen Augenblick später ertönte der Hufschlag ihrer Pferde auf dem Kiese des Weges.

Die beiden jungen Leute blieben allein in der Venta zurück.

Der Jaguar setzte sich an den Tisch, an welchem kurz vorher die drei Männer gezecht hatten, verbarg den Kopf in seinen Händen und schien in ernste Betrachtungen vertieft zu sein.

Carmela blickte ihn halb scheu, halb furchtsam an und wagte nicht, ihn anzureden.

Endlich, nachdem geraume Zeit verstrichen, erhob

der junge Mann den Kopf und blickte sich um, als ob er aus einem Traume erwache.

„Sie sind hier geblieben?“ fragte er das Mädchen.

„Ja,“ antwortete sie sanft.

„Dank, Carmela, Sie sind gut, Sie allein lieben mich, während mich Alle hassen.“

„Habe ich nicht Recht?“

Der Jaguar lächelte traurig, beantwortete aber die Frage durch eine zweite, was ein gewöhnlicher Kunstgriff derjenigen ist, die ihre wahre Meinung nicht aussprechen wollen.

„Erzählen Sie mir jetzt ganz offen, was zwischen Ihnen und jenen Elenden vorgefallen ist.“

Das junge Mädchen schien sich einen Augenblick zu bedenken, doch entschloß sie sich bald und gestand, daß sie den Capitain der Dragoner gewarnt habe.

„Sie haben Unrecht gethan,“ erwiederte der Jaguar in strengem Tone, „Ihre Unbesonnenheit kann große Verwickelungen herbeiführen, dennoch wage ich nicht, Sie zu tadeln. Sie sind eine Frau, und als Solche mit Manchem unbekannt. Sind Sie allein hier?“

„Ganz allein.“

„Welche Unvorsichtigkeit! wie ist es möglich, daß Sie Ruhig so verlassen kann!“

„Seine Pflicht hält ihn gegenwärtig in Mezkito fest, wo er in wenigen Tagen ein großes Treibjagen veranstalten soll.“

„Nun, dann hätte wenigstens Quoniam bei Ihnen bleiben sollen."

„Er konnte nicht, denn Ruhig bedurfte seines Beistandes."

„Es scheint ja wahrlich der Teufel sein Spiel zu treiben, entgegnete er unmuthig, es ist eine wahre Verrücktheit, ein junges Mädchen wochenlang allein in einer Venta zu lassen, welche in Mitten einer öden Gegend liegt."

„Ich war nicht allein, denn man hatte mir Lanzi gelassen."

„So? Und was ist aus ihm geworden?"

„Ich habe ihn kurz vor Sonnenaufgang fortgeschickt, um zu jagen."

„Das ist sehr klug, unterdessen sind Sie allein geblieben und haben sich die Rohheiten und schlechte Behandlung des ersten besten Schurken müssen gefallen lassen, welchem es einfiel, Sie zu beleidigen."

„Ich glaubte nicht, daß Gefahr vorhanden wäre."

„Jetzt haben Sie hoffentlich eingesehen, daß Sie sich darin irrten?"

„Ach," sagte sie mit erschreckter Miene, „ich versichere Sie, daß mir es nicht wieder begegnen soll."

„Gut, ich glaube aber Lanzi zu hören."

Sie schaute hinaus.

„Ja, da ist er," sagte sie.

In der That trat der Genannte ein.

Es war ein intelligent und unerschrocken aus-

sehender Mann von ungefähr vierzig Jahren. Ueber der Schulter trug er einen prächtigen Dammhirsch ohngefähr in derselben Weise, wie die Jäger in der Schweiz die Gemsen tragen, in der Rechten hielt er seine Flinte.

Als er den jungen Mann erblickte, sah er unzufrieden aus; er grüßte ihn aber flüchtig und legte sein Wildpret auf den Tisch.

„Oho," sagte der Jaguar in aufgeräumten Tone, „Sie sind ja, wie es scheint, recht glücklich auf der Jagd gewesen, Lanzi? Es giebt wohl Dammhirsche im Ueberflusse in der Ebene?"

„Ich habe Zeiten erlebt, wo es deren mehr gab wie jetzt," entgegnete der Angeredete in barschem Tone, „jetzt kann aber ein armer Mann in ein bis zwei Tagen kaum einen erlegen."

Der junge Mann lächelte: „Sie werden wiederkehren," sagte er.

„Nein, nein," erwiederte Lanzi, „sind die Dammhirsche einmal aus einer Gegend verscheucht und haben dieselbe verlassen, so kehren sie trotz aller Vortheile, welche sie dort finden nie dahin zurück."

„Nun, in das Unvermeidliche muß man sich schicken, Freund und Sie werden sich eben auch darüber beruhigen müssen."

„Nun, thue ich es etwa nicht?" brummte er, indem er den Kopf mißmuthig abwandte.

Hierauf lud er das Wildpret wieder auf den Rücken und ging in ein anstoßendes Zimmer.

„Lanzi ist heute nicht sehr liebenswürdig," bemerkte der Jaguar, sobald er sich mit Carmela allein sah.

„Er ist unzufrieden, Sie hier zu sehen."

Der junge Mann runzelte die Brauen.

„Warum das?" fragte er.

Carmela erröthete und schlug, ohne zu antworten die Augen nieder, während sie der Jaguar eine Zeit lang forschend anblickte.

„Ich verstehe," sagte er endlich, „meine Gegenwart hier im Hause ist irgend jemandem, vielleicht ihm, mißfällig."

„Warum sollte ihm dieselbe mißfällig sein? Ist er doch, so viel ich weiß, nicht Herr des Hauses."

„Allerdings, in dem Falle bin ich Ihrem Vater nicht willkommen, nicht wahr?"

Das Mädchen winkte bejahend.

Der Jaguar stand heftig auf, durchmaß das Zimmer mit großen Schritten, senkte den Kopf und legte die Arme auf den Rücken; nachdem Carmela seinen Bewegungen eine Zeit lang mit besorgten Blicken gefolgt war, blieb er plötzlich vor ihr stehen, erhob den Kopf und blickte sie scharf an.

„Ist auch Ihnen meine Gegenwart unwillkommen, Carmela?" fragte er sie.

Das junge Mädchen verhielt sich stumm.

„Antworten Sie," fuhr er fort.

„Das habe ich nicht gesagt," entgegnete sie zögernd.

„Nein," antwortete er mit bitterem Lächeln, „aber Sie denken es, Carmela, und es fehlt Ihnen nur der Muth, es mir in's Gesicht zu sagen."

Sie blickte hastig auf.

„Sie sind ungerecht gegen mich," antwortete sie mit fieberhafter Aufregung; „ungerecht und argwöhnisch. Warum sollte ich wünschen, daß Sie sich entfernen? Haben Sie mir doch nie ein Leid gethan, im Gegentheil habe ich Sie stets bereit gefunden, mich zu vertheidigen; noch heute haben Sie mich unerschrocken der Mißhandlung jener Nichtswürdigen, die mich beleidigten, entzogen."

„So, jetzt gestehen Sie es also ein?"

„Warum sollte ich nicht eingestehen, was wahr ist? Halten Sie mich für eine Undankbare?"

„Nein, Carmela, aber Sie sind eine Frau," entgegnete er bitter.

„Ich weiß nicht was Sie damit sagen wollen, will es auch nicht wissen. Ich bin die Einzige, welche für Sie spricht, wenn Quoniam, oder mein Vater eine Klage gegen Sie erhebt. Ist es meine Schuld, wenn Sie sich durch Ihren Character und die geheimnißvolle Lebensweise, welche Sie führen, von den übrigen Menschen abgesondert haben? Bin ich dafür verantwortlich, daß Sie über Alles, was Sie betrifft, ein so hartnäckiges Schweigen beobachten? Sie kennen meinen Vater und wissen, wie gut, offen und rechtschaffen er

ist; wie oft hat er auf indirecte Weise versucht, Sie zu einem offnen Bekenntniß zu vermögen, Sie sind seiner Zuvorkommenheit stets ausgewichen. Sie haben es sich daher allein zuzuschreiben, wenn Sie von Allen gemieden werden und einsam in der Welt stehen, verschonen Sie daher das einzige Wesen auf der Welt, welches Sie bisher gegen Alle in Schutz genommen hat, mit Ihren Vorwürfen."

„Das ist wahr," antwortete er mit Bitterkeit, „ich bin ein Thor, und sehe mein Unrecht ein, Carmela, denn Sie haben Recht, wenn Sie sagen, daß Sie allein sich freundlich und theilnehmend gegen Denjenigen gezeigt haben, der von Allen gehaßt und von der Gesellschaft ausgestoßen ist."

„Jener Haß ist ebenso unbillig, als thöricht."

„Und Sie theilen denselben nicht, nicht wahr?" sagte er lebhaft.

„Nein, ich theile denselben nicht; doch schmerzt mich Ihr Eigensinn, weil ich Sie, trotz Allem, was man sich von Ihnen erzählt, für gut halte."

„Dank, Carmela; ich möchte im Stande sein Ihnen auf der Stelle beweisen zu können, daß Sie Recht haben und Diejenigen Lügen zu strafen, welche mich hinter meinem Rücken ehrlos schmähen und vor Furcht zittern, sobald ich vor Ihnen stehe. Unglücklicher Weise ist es mir für jetzt unmöglich; es wird aber die Zeit kommen, wo es es mir gestattet ist, die lästige

Maske abzuwerfen und mich in meiner wahren Gestalt zu zeigen dann . . .

„Dann?“ fragte sie, als sie sah, daß er inne hielt.

Er bedachte sich einen Augenblick.

„Dann,“ sagte er mit erstickter Stimme, „werde ich Ihnen eine Frage vorlegen und eine Bitte an Sie richten.“

Das junge Mädchen erröthete leicht, faßte sich aber bald und sagte in leisem, fast unverständlichem Tone:

„Sie werden mich bereit finden, auf Beides zu antworten.“

„Wirklich?“ rief er erfreut aus.

„Ich schwöre es.“

Ein Ausdruck der Freude erhellte wie ein Sonnenstrahl die Mienen des jungen Mannes.

„Gut, Carmela!“ sagte er mit bewegter Stimme, „wenn der Augenblick gekommen ist, werde ich Sie an Ihr Versprechen erinnern.“

Sie senkte den Kopf und nickte eine stumme Bejahung.

Es folgte ein kurzes Schweigen. Das junge Mädchen besorgte die Geschäfte des Hauses mit der leichten, zierlichen Beweglichkeit, welche den Frauen eigen ist; der Jaguar schritt unterdessen gedankenvoll im Zimmer auf und ab.

Nach einiger Zeit ging er an die Thür und blickte hinaus.

„Ich muß fort,“ sagte er.

Sie blickte ihn forschend an.

„So?“ sagte sie.

„Ja, haben Sie die Güte Lanzi zu sagen, daß er mir Santiago bereit halte; vielleicht würde er es, wenn ich ihn selbst darum anginge nur widerstrebend thun: ich habe, wie es scheint, nicht mehr das Glück in seiner Gunst zu stehen.“

„Ich gehe schon,“ antwortete sie lächelnd.

Der junge Mann blickte ihr nach und erstickte einen Seufzer.

„Wie ist mir denn?“ murmelte er, indem er die Hand fest auf sein Herz drückte, als ob er dort einen plötzlichen Schmerz empfände, „sollte es das Gefühl sein, welches man Liebe nennt. Ich bin ein Thor,“ fuhr er nach einer Weile fort, „als ob ich, der Jaguar lieben, als ob irgend Jemand den Geächteten lieben könnte.“

Ein bitteres Lächeln verzog seinen Mund, dann runzelte er die Stirn und murmelte dumpf.

„Es hat ein Jeder seine Aufgabe im Leben und ich werde die Meinige zu erfüllen wissen.“

Carmela kehrte zurück.

„Santiago wird gleich fertig sein. Hier schickt Ihnen Lanzi durch mich Ihre Botas-Vaqueras.“

„Ich danke,“ sagte er.

Er schickte sich an, die beiden Stücken gepreßtes Leder an seinen Beinen zu befestigen. Man trägt dieselben in Mexico statt der Gamaschen und sie dienen

dazu, den Reiter vor den Hufschlägen des Pferdes zu schützen.

Während der junge Mann auf der Bank saß und sich bückte, um die Botas zu befestigen blickte ihn Carmela unschlüssig und scheu an.

Der Jaguar bemerkte es.

„Was fehlt Ihnen?“ fragte er.

„Nichts,“ stotterte sie.

„Sie täuschen mich, Carmela, reden Sie, die Zeit drängt, seien Sie offen gegen mich.“

„Nun,“ antwortete sie mit steigender Verwirrung, „ich habe eine Bitte an Sie.“

„An mich?“

„Ja.“

„Reden Sie schnell, Nina, Sie wissen, daß ich Ihnen dieselbe im Voraus zusage, welcher Art sie auch sein mag.“

„Schwören Sie es mir?“

„Ich schwöre es Ihnen.“

„Nun,“ antwortete sie, „ich wünsche, daß Sie, was auch geschehen möge, den Capitain der Dragoner, der heute Morgen hier war, in Schutz nehmen, wenn Sie ihn treffen.“

Der junge Mann fuhr auf und sagte:

„Aha! so ist es doch wahr, was man mir gesagt hat.“

„Ich weiß nicht auf was Sie anspielen, doch wiederhole ich meine Bitte.“

„Ich kenne den Mann nicht, da er bei meiner Ankunft bereits fort war."

„Doch Sie kennen ihn," entgegnete sie entschlossen; „warum suchen Sie nach Ausflüchten, wenn Sie sich dem Versprechen entziehen wollen, welches Sie mir gegeben haben? Es ist besser, offen zu sein."

„Schon gut," antwortete er in finsterem Tone mit beißender Ironie. „Beruhigen Sie sich, Carmela, ich werde Ihren Liebhaber vertheidigen."

Hierauf eilte er vom heftigsten Zorne erfaßt, aus dem Zimmer.

„Ach!" rief das junge Mädchen aus, indem sie auf eine Bank sank und in Thränen ausbrach. „Wie bezeichnend ist der Name Jaguar für Denjenigen, in dessen Busen das Herz eines Tigers schlägt."

Sie bedeckte das Gesicht mit ihren Händen und schluchzte laut.

Im nämlichen Augenblicke hörte man draußen den raschen Schritt eines davonsprengenden Pferdes.

Drittes Kapitel.

Carmela.

Ehe wir in unserer Erzählung fortfahren, sehen wir uns zum Verständnisse des Folgenden gezwungen dem Leser einige wichtige Ereignisse mitzutheilen.

Unter den Provinzen des ausgedehnten Gebietes von Neuspanien befindet sich eine, die östlichste von Allen, deren wirklichen Werth weder die Regierung, noch die Vicekönige zu schätzen wußten. Sie wurden durch die mexikanische Republik, welche dieselbe zur Zeit der Unabhängigkeitserklärung nicht für würdig hielt, einen besonderen Staat zu bilden, in jener Unwissenheit erhalten. Ohne an die möglichen Folgen zu denken, gestattete man sorglos den Nordamerikanern, welche schon zu jener Zeit von einer fieberhaften Habgier und Aneignungssucht befallen waren, welche bei jenen würdigen Staatsbürgern gegenwärtig zu einer fixen Idee ausgeartet ist, ihre Colonien daselbst zu gründen. Die Provinz, welche wir meinen, ist Texas.

Jenes üppige Land hat von allen Staaten Mexiko's die günstigste Lage; der Flächeninhalt desselben

ist unermeßlich; kein Landstrich ist besser bewässert: neun bedeutende Ströme ergießen sich, durch unzählige Nebenflüsse bereichert, welche das Land nach allen Richtungen durchkreuzen und befruchten, in das Meer.

Jene Flüsse und Bäche, deren Bett in festem Boden tief eingeschnitten ist, verursachen nie jene Ueberschwemmungen, welche in anderen Ländern so häufig sind und verderbliche Moräste bilden.

Das Klima von Texas ist gesund und frei von jenen furchtbaren Epidemien, welche gewissen Ländern der neuen Welt eine so traurige Berühmtheit gegeben haben.

Im Osten bildet die Sabina, im Norden der rothe Fluß, im Westen eine hohe Bergkette, welche die ausgedehnten Prairien und den Rio-Bravo-del-Norte einschließen und von der Mündung jenes Flusses bis zu der der Sabina der Golf von Mexiko die natürlichen Grenzen des Landes.

Wir haben gesagt, daß die Spanier den wahren Werth von Texas nicht kannten, obwohl ihnen das Land schon längst nicht mehr fremd war, indem es fast erwiesen ist, daß Cabeça de Vaca im Jahre 1536 auf seinem Zuge nach Florida und dem nördlichen Theile Mexiko's, dasselbe durchwandert hat.

Aber die Ehre der ersten Niederlassung, die in dem schönen Lande gegründet wurde, gebührt ohne Zweifel den Franzosen.

Der unglückliche und berühmte Robert de La Salle

wurde von dem Marquis de Seignelay beauftragt, auf die Entdeckung der Mündung des Mississippi auszugehen, er verfehlte aber den Weg, bog in den Rio Calorado ein, schiffte denselben mit unglaublicher Anstrengung bis zur Lagune San Bernarda hinunter, nahm dort Besitz des Landes und gründete im Jahre 1684 zwischen Velasco und Matagorda eine Festung. Wir wollen auf die Erlebnisse jenes kühnen Entdeckers hier nicht näher eingehen und begnügen uns, in Kürze zu bemerken, daß er zweimal versuchte, das im Osten Mexiko's gelegene unbekannte Gebiet zu erreichen, und im Jahre 1687 durch Bösewichter, welche zu seiner Truppe gehörten, meuchlings ermordet wurde.

Ein noch jüngeres Ereigniß erinnert uns an Texas; dort war es nämlich wo der General Lallemand unter dem Namen Champ d'Asile im Jahr 1817 versuchte eine Colonie für französische Flüchtlinge, die traurigen Ueberreste der unüberwindlichen Armee des ersten Kaiserreiches zu gründen. Jene ungefähr zehn Meilen von Galveston gelegene Colonie wurde in Folge der willkürlichen Regierung, welche die Spanier von jeher in der neuen Welt eingeführt hatten, auf Befehl des Vicekönigs Apodaca von Grund aus zerstört, indem man unter keinem Vorwande Fremden gestatten wollte, sich auf irgend einem Punkte des spanischen Gebietes niederzulassen.

Man verzeihe uns jene Abschweifung und bedenke, daß jenes seit kaum zwanzig Jahren freie Land, das

einen Flächeninhalt von beinahe zwei und vierzig Millionen Quadrat=Ruthen hatte und zweimal hundert tausend Einwohner zählte, doch bereits in einen gedeihlichen und wachsenden Fortschritt getreten ist, der demselben unbedingt die Beachtung der europäischen Regierungen, sowie die Theilnahme der verständigen Leute aller Nationen sichern muß.

Zu der Zeit, wo die Ereignisse stattfanden, welche wir dem Leser mittheilen wollen, nämlich in der zweiten Hälfte des Jahres 1829, gehörte Texas noch zu Mexiko, hatte aber seine glorreiche Schilderhebung bereits begonnen und kämpfte tapfer gegen das schmachvolle Joch der Central-Regierung, welches es abzuschütteln suchte.

Ehe wir den Faden unserer Erzählung wieder aufnehmen, müssen wir erklären, wie es zuging, daß Ruhig und Quoniam, der durch Ersteren befreite Neger, jene beiden Männer, welche wir als freie Waldläufer am oberen Missouri verlassen haben, in Texas gewissermaßen festen Fuß gefaßt hatten, und wie der Jäger zu der Tochter, oder dem jungen Mädchen, welche er Tochter nannte und welche wir dem Leser in der Gestalt der reizenden, blonden, rosigen, engelhaften Carmela vorgeführt haben, gekommen war.

Ohngefähr zwölf Jahre vor dem Tage, wo wir die Venta del Potrero betreten haben, kam Ruhig in Begleitung eines fünf bis sechsjährigen aufgeweckten, blauäugigen, goldgelockten und rosigen Kindes, welches niemand anders, als Carmela war und zwei Gefährten,

nämlich Quoniam und ein Halbblut-Indianer, der auf den Namen Lanzi, hörte, in dem Gasthause an.

Die Sonne war im Begriffe unterzugehen, als die kleine Truppe vor der Venta Halt machte.

Der Wirth, welcher in jener öden, an der indianischen Grenze gelegenen Gegend nicht daran gewöhnt war, besonders zu so später Stunde von Reisenden besucht zu werden, hatte sein Haus bereits geschlossen und verrammelt und war selbst im Begriffe sich zur Ruhe zu begeben, als ihn die unerwartete Ankunft unserer Reisenden zwang, seine Absicht aufzugeben.

Indessen entschloß er sich nur mit sichtlichem Widerstreben und auf die wiederholte Versicherung der Fremden, daß er von ihnen nichts zu fürchten habe, die Thür zu öffnen und ihnen den Eintritt zu gestatten.

Sobald sich indessen der Wirth entschlossen hatte, die Reisenden aufzunehmen, zeigte er sich so dienstfertig und zuvorkommend, als es sich nur mit der Würde eines mexikanischen Gastwirthes, welche, nebenbei gesagt, die ungastlichste Classe von Menschen ist, welche es giebt, nur immer vertrug.

Der Wirth war ein kleiner, untersetzter Mann der trotz seiner Jahre noch lebhaft und flink war, aber einen lauernden Blick und ein heimtückisches Wesen zeigte.

Nachdem die Reisenden ihre Pferde in den Korall geführt, reichlich mit Alfalfa versehen und selbst ihre Abendmahlzeit mit der Eßlust verzehrt hatten, welche eine lange Enthaltsamkeit verrieth, gelang es ihnen sich ver-



mittels einiger Tragos mit catalonischem Resino, die der Canadier freigebig spendete, sich bei dem Wirthe in Gunst zu setzen und die Unterhaltung wurde im Tone der offensten Herzlichkeit geführt, während das Kind, welches der Jäger sorgfältig in seinen warmen Zarapé gewickelt hatte, mit der friedlichen Arglosigkeit seines Alters schlummerte, das nur im Augenblicke lebt und keine Zukunft kennt.

„Nun, Compadre," sagte Ruhig munter, indem er dem Wirthe ein Glas Resino einschenkte, „Ihr führt hier, wie mir scheint, ein glückliches Leben?"

„Ich?"

„Ihr geht ja mit den Bienen zu Bette und ich bin überzeugt, daß Ihr Euch früh auch Eure Ruhe gönnt."

„Was soll ich in der verwünschten Einöde anders anfangen, in welche ich zur Strafe für meine Sünden verschlagen worden?"

„Es giebt also wohl nicht viel Reisende?"

„Ja und Nein, je nachdem Ihr's versteht."

„Mir scheint doch, daß man es nicht auf zweierlei Weise verstehen kann?"

„Doch; auf zwei sehr verschiedene Weisen."

„Bah! Das würde ich neugierig sein, zu hören."

„Das kann ich Ihnen leicht erklären. Es fehlt nicht an Herumstreichern aller Farben hier zu Lande und wenn ich es zuließe, würden sie den ganzen, langen, geschlagenen Tag bei mir liegen; es müßte aber mit

dem Teufel zugeben, wenn ich je die Farbe ihres Geldes zu sehen bekäme."

„Haha, sehr richtig; aber jene würdigen Caballero's werden doch wahrscheinlich nicht Ihre ganze Kundschaft ausmachen."

„Nein es gibt ferner etliche Indios = Bravos, Comanchen, Apachen, Pawnee's und was weiß ich noch die von Zeit zu Zeit hier herumschweifen."

„Das ist freilich eine böse Nachbarschaft und wenn Ihr keine anderen Gäste habt, so kann ich Euch freilich nicht Unrecht geben; Ihr müßt aber doch zuweilen angenehmeren Besuch haben."

„Nun ja, zuweilen verirren sich Reisende, wie Ihr z. B. her; aber der Gewinn wiegt doch, man mag sich drehen, wie man will, die Ausgabe nicht auf."

„Richtig. Auf Ihr Wohl!"

„Auf das Ihre."

„Aber ich möchte mir eine Bemerkung erlauben, die Ihr vielleicht unbescheiden finden werdet."

„Redet, Caballero, wir unterhalten uns wie gute Freunde und wollen keine Umstände mit einander machen."

„Ihr habt Recht. Warum zum Teufel bleibt Ihr denn hier, wenn es Euch so wenig gefällt?"

„Ja, wo sollte ich denn hin?"

Das weiß ich nicht, irgendwo hin, wo es Euch besser geht, wie hier."

„Ja, wenn das von mir abhinge," seufzte Jener.

„Habt Ihr Angehörige hier?“

„Nein, ich bin allein.“

„Nun, was hält Euch denn zurück?“

„Was denn sonst, Caramba, als das Geld! Alles, was ich besaß, und das war ohnedem nicht viel, ist darauf gegangen, um das Haus zu bauen um mich einzurichten, und dabei haben mir noch die Peonen der Hacienda geholfen.“

„Giebt es eine Hacienda hier?“

„Ja, ohngefähr vier Meilen von hier ist die Hacienda del Mezquite.“

„Aha!“ sagte Ruhig nachdenklich, „sehr wohl, fahrt fort.“

„So daß Ihr begreift, daß ich Alles zurücklassen muß, wenn ich fortgehe.“

„Könnt Ihr nicht verkaufen?“

„Wo finde ich denn Käufer? Meint Ihr denn, daß hier die Leute sehr häufig seien, welche vier bis fünfhundert Piaster in der Tasche haben und geneigt sind mit dem Gelde eine Thorheit zu begehen?“

„Wer weiß? Man kann es nicht wissen, vielleicht wenn man sich Mühe gäbe, könnte man jemand finden.“

„Was fällt Euch ein, Gevatter? Ihr wollt scherzen.“

„Wahrlich nicht,“ sagte Ruhig in verändertem Tone, „und ich will es Euch beweisen.“

„Laßt hören.“

„Ihr sagt also, daß Ihr Euer Haus für vierhundert Piaster verkaufen würdet?“

„Habe ich gesagt vierhundert?"

„Keine Spitzfindigkeiten, Ihr habt es gesagt."

„Nun gut, ich will es zugeben, weiter?"

„Weiter? Nun, ich kaufe es Euch ab, wenn Ihr wollt."

„Ihr?"

„Warum nicht?"

„Ja, darüber läßt sich reden."

„Ich bin vollkommen entschlossen: Wollt Ihr, Ja, oder Nein? Entscheidet Euch; vielleicht habe ich mich in fünf Minuten schon anders besonnen."

Der Wirth musterte den Canadier von Kopf zu Fuß.

„Ich schlage ein," sagte er.

„Gut, aber ich werde Euch nicht vierhundert Piaster geben."

„Ja das ist etwas Anderes!" sagte jener abwehrend.

„Ich gebe Euch sechshundert."

Der Wirth war sprachlos.

„Das bin ich natürlich zufrieden," sagte er endlich.

„Doch stelle ich eine Bedingung."

„Welche?"

„Daß Ihr morgen nach erfolgter Uebernahme sofort auf's Pferd steigt. Ihr habt ein Pferd, nicht wahr?"

„Ja."

„Nun, so sollt Ihr es besteigen und fortreiten um nie wieder zu kehren."

„Was das betrifft, so könnt Ihr Euch darauf verlassen."

„Abgemacht also?"

„Abgemacht."

„Nun, so sollen sich morgen Eure Zeugen mit Anbruch des Tages bereit halten."

„Das werden sie."

Hier endete die Unterredung. Die Reisenden hüllten sich in ihre Fressada's und Zarapee's, streckten sich auf die unebene Diele der Gaststube und schliefen ein. Der Wirth folgte ihrem Beispiele.

Derselbe sattelte verabredeter Maßen kurz vor Tagesanbruch sein Pferd und bemühte sich die Zeugen aufzufinden, welche wegen der Gültigkeit des Actes nothwendig waren; er eilte zu dem Zwecke mit verhängtem Zügel nach der Hacienda del Mezquite; mit Sonnenaufgang er war wieder da. Der Majordomo der Hacienda und sieben bis acht Peonen begleiteten ihn.

Der Majordomo war der Einzige der schreiben und lesen konnte und er setzte daher einen Kaufbrief auf und nachdem er sämmtliche Zeugen versammelt hatte, verlas er das Document mit lauter Stimme.

Ruhig zog hierauf sieben und dreißig und eine halbe Goldunze aus der Tasche und breitete sie auf dem Tische aus.

„Sie sind Zeuge, Caballero's," sagte der Majordomo zu den Versammelten, „daß der Sennor Tranquilla die versprochenen sechshundert Piaster als Kaufpreis für die Venta del Potrero gezahlt hat."

„Wir bezeugen es," antworteten sie.

Hierauf begab sich der Majordomo nach dem hinter dem Hause gelegenen Korall.

Daselbst angekommen, raufte Ruhig ein Büschel Gras aus, welches er über seine Achsel warf, hob dann einen Stein auf und schleuderte ihn über die Mauer; in Gemäßheit des amerikanischen Gesetzes hatte er nun förmlich Besitz genommen.

„Bezeugen Sie, meine Herren," sagte der Majordomo, daß gegenwärtiger Sennor Tranquillo rechtmäßig den Besitz des Anwesens angetreten hat."

Dios y libertad! riefen die Anwesenden aus, „es lebe der neue Huesped!"

Alle vom Gesetze vorgeschriebenen Formalitäten waren nun erfüllt. Man kehrte in das Haus zurück, wo Ruhig seinen Zeugen Wein in Fülle kredenzte, die über eine so unverhoffte Großmuth ganz entzückt waren.

Dem gegebenen Versprechen gemäß stieg der frühere Besitzer des Hauses, nachdem er seinem Käufer die Hand gedrückt und ihm guten Erfolg gewünscht hatte, auf's Pferd, ritt davon und man hat seit der Zeit nichts wieder von ihm gehört.

Auf solche Weise war der Jäger nach Texas gekommen und hatte sich dort niedergelassen.

Er ließ Lanzi und Quoniam mit Carmela in der Venta. Er selbst wurde durch die Vermitttlung des Majordomo, der ihn seinem Herrn, Don Hilario de

Baureal empfahl in der Hacienda del Mezquito als Tigrero oder Tigertöder angestellt.

Obwohl die Gegend, welche der Jäger zum Wohnort erwählt hatte, an der mexicanischen Grenze gelegen, und daher ziemlich verödet war, unterließen doch die Peonen und Vaqueros nicht, sich in Vermuthungen zu erschöpfen, aus welchem Grunde sich wohl ein so unerschrockener und geschickter Jäger entschlossen habe, sich dahin zu vergraben. Wie viel Mühe sich aber die Neugierigen auch gaben, seine Beweggründe zu erforschen, blieben ihre Anstrengungen doch erfolglos. Sowohl der Jäger als seine Gefährten blieben stumm und das Kind wußte nichts.

Die Neugierigen gaben es, entmuthigt auf, das Räthsel zu lösen, und erwarteteten ruhig bis die Zeit, jener große Aufklärer aller Geheimnisse, die so sorgfältig verheimlichte Wahrheit an den Tag bringen werde.

Aber Wochen, Monden und Jahre vergingen ohne daß man den geringsten Einblick in das Geheimniß des Jägers gewonnen hätte.

Carmela blühte zu einem reizenden jungen Mädchen heran, die Venta hatte Kundschaft bekommen, denn die, wegen ihrer bedeutenden Entfernung von den Städten und Pueblos verödete Grenze, empfand die Rückwirkung des Umschwunges, welchen die revolutionären Tendenzen im Mittelpunkte des Reiches herbeigeführt hatten. Die Reisenden wurden häufiger und der Jäger, der sich bisher um seine Zukunft wenig zu kümmern geschienen, und

sich wegen der Verlassenheit seiner Wohnung für hinreichend gesichert gehalten hatte, fing an besorgter zu werden, nicht um seinet- sondern um Carmela's willen, welche den kecken Werbungen oder Anträgen nicht nur der Liebhaber, welche sich von ihrer Schönheit angezogen fühlten, wie der Honig die Fliegen lockt, sondern auch aller jener Abenteurer, welche die Revolution an's Licht gezogen hatte, und die wie Cojoten, die nach Beute ausgehen, auf allen Wegen umherschweiften, fast schutzlos ausgesetzt sah.

Der Jäger war entschlossen, Carmela nicht länger in der gefährlichen Lage zu lassen, in welche sie in Folge der Umstände gerathen war, und sann ernstlich auf Mittel, um das Unheil, was er fürchtete, abzuwenden. Obwohl wir jetzt noch nicht im Stande sind nachzuweisen, welche Beziehungen zwischen ihm und dem jungen Mädchen, das ihn Vater nannte, obwalteten, müssen wir doch zugeben, daß er sie mit wahrhaft väterlicher Treue und Hingebung liebte; ein Beispiel, welches Lanzi und Quoniam getreulich befolgten. Carmela war weder ein Kind noch eine Frau für jene drei Männer, sondern ein Abgott, welchen sie knieend verehrten, und für welchen sie auf den leisesten Wink bereit gewesen wären, ihr Leben zu opfern.

Ein Lächeln Carmela's beglückte sie, die leiseste Umwandlung von Mißmuth machte sie traurig.

Wir beeilen uns hinzuzufügen, daß Carmela, obwohl sie sich ihrer Herrschaft bewußt war, dieselbe nie miß-

brauchte, sondern ihren höchsten Genuß darin fand, sich von so treuen Herzen umgeben zu wissen.

Nachdem wir diese allerdings mangelhafte Auskunft gegeben, welche aber die einzige ist, die uns zu Gebote steht, wollen wir unsere Erzählung wieder an der Stelle aufnehmen, wo wir sie im vorletzten Kapitel verlassen haben.

Viertes Kapitel.

La Conducta de Plata.

Wir kehren jetzt zu der Caravane zurück, welche wir bei Sonnenaufgang aus der Potrero haben ausrücken sehen und für deren Anführer Carmela ein so reges Interesse zu empfinden schien.

Jener Anführer war ein junger Mann von ohngefähr fünfundzwanzig Jahren, dessen feine Züge einen kecken, vornehmen Anstrich hatten; die glänzende Uniform eines Dragoner-Capitains trug er mit großer Anmuth.

Obwohl Don Juan Melendez de Gongora einer der angesehensten und ältesten Familien Mexiko's angehörte, hatte er doch seinen Rang in der Armee nur durch eignes Verdienst erwerben wollen, was in einem Lande, wo der kriegerische Ruhm gering geachtet wird und nur die höheren Stellen Denjenigen, welche sie bekleiden, ein Ansehen verleihen, das sich von Seiten des Volkes mehr auf Furcht, als auf Achtung gründet, gewiß ein seltener Fall ist.

Don Juan hatte aber seinen Eigensinn behauptet

und jeder neue Grad, den er erstieg, war nicht das Werk eines Pronunciamento, der zu Gunsten dieses oder jenes ehrgeizigen Generals versucht worden, sondern die Belohnung für eine glänzende Waffenthat. Don Juan gehörte jener Classe von Mexikanern an, welche ihr Vaterland aufrichtig lieben und um den Ruhm desselben zu vergrößern, die Hoffnung auf eine Wiedergeburt, welche, wenn nicht unmöglich, doch gewiß sehr schwer zu bewirken wäre, nicht aufgegeben haben.

Die Gewalt der Tugend ist so groß, selbst auf ein entwürdigtes Geschlecht, das Don Juan Melendez de Gongora von Allen, die mit ihm in Berührung kamen, geachtet war, eine Anerkennung, welche ihm sogar seine Feinde nicht versagten.

Die Rechtschaffenheit des Capitain's hatte übrigens weder etwas Unduldsames, noch Uebertriebenes; er war ein offener, heiterer, dienstfertiger, wackerer Soldat und stets bereit, diejenigen, sei es mit seinem Degen, sei es mit seiner Börse, beizustehen, die sich hülfesuchend an ihn wandten. Das ist das äußere und innere Bild des Mannes, der die Caravane anführte und den Mönch in seinen Schutz genommen hatte, der an seiner Seite ritt.

Der würdige Pater, den wir bereits früher erwähnt haben, verdient eine etwas nähre Beschreibung.

Es war ein Mann von ohngefähr fünfzig Jahren, der beinahe ebenso breit, als lang war, und daher einem Faß mit Füßen nicht unähnlich war, trotzdem besaß er nicht geringe Behendigkeit und Kraft; seine

bläuliche Nase, seine Hängelippen und seine entzündete Gesichtsfarbe gab ihm ein drolliges Aussehen, was durch ein Paar kleine, graue Augen, die feurig und entschlossen aus ihren tiefen Höhlen blitzten, noch erhöhet wurde. In seinem Blicke lag etwas Schelmisches und Spöttisches.

Sein Charakter wich von dem der Mehrzahl der mexikanischen Mönche keineswegs ab, d. h., er war unwissend wie ein Pferd, gefräßig, dem Trunke ergeben, ein eifriger Bewunderer des schönen Geschlechtes und in hohem Grade abergläubisch, im Uebrigen aber der angenehmste Gesellschafter von der Welt, überall zu Hause und stets zum Scherzen bereit.

In Folge welches seltsamen Zufalles war er so weit an die Grenze verschlagen worden? Niemand wußte es und Niemand fragte danach, weil Jedermann die Wanderlust der mexikanischen Mönche kennt, die ihr Leben damit zubringen, meistens ohne besonderen Zweck aus reiner Laune von einem Orte an den anderen zu ziehen.

Texas bildete damals im Vereine mit der Provinz Cohahuila einen Staat, welchen man Texas und Cohahuila nannte.

Die von dem Capitain Don Juan Melendez angeführte Caravane war vor acht Tagen von Nagogdoches ausgezogen, um sich nach Mexiko zu begeben; der Capitain hatte aber der erhaltenen Weisung gemäß den gewöhnlichen Weg, der jetzt von Gavilla's oder

Räuberbanden heimgesucht war, verlassen und einen weiten Umweg gemacht, um gewisse, berüchtigte Pässe der Sierra de San-Saba zu vermeiden, welches Gebirge er allerdings passiren mußte, aber von der Seite der großen Prairien, wo die weiten Hochebenen sich abflachen und daher die Unregelmäßigkeiten des Bodens verschwinden, welche die Reisenden besonders fürchten.

Die zehn Maulthiere, welchen die Leute des Capitain's als Bedeckung dienten, mußten sehr kostbare Waaren tragen, weil sich die Regierung entschlossen hatte, trotz des Truppenmangels, der im Lande herrschte, vierzig Mann unter der Leitung eines so ausgezeichneten Officieres wie Don Juan als Bedeckung mitzugeben, denn unter gegenwärtigen Umständen war die Gegenwart des Capitain's im Inneren des Reiches, wenn nicht unentbehrlich, doch sehr wünschenswerth, um die Aufstände zu unterdrücken und die Bewohner zu ihrer Pflicht zurück zu führen. Die Maulthiere trugen in der That eine kostbare Last, nämlich drei Millionen Piaster, welche für die Insurgenten sicherlich eine willkommene Beute gewesen wären, wenn sie sich derselben hätten bemächtigen können.

Die Zeit, wo unter der Herrschaft der Vicekönige, wo die spanische Flagge an der Spitze eines Zuges von fünfzig bis sechszig mit Gold beladenen Maulthieren genügte, um die Caravane von einem Ende des Landes bis zum anderen ungefährdet reisen zu

lassen, war längst vorüber, sowie der Schrecken, welchen der spanische Name früher verbreitete.

Jetzt war es ein Zug, der nicht aus hundert, oder nur sechszig Maulthieren bestand, welchen vierzig entschlossene Männer kaum im Stande waren, zu beschützen, sondern nur zehn.

Die Regierung hatte es für gut gehalten, bei der Absendung der Conducta, die in Mexiko schon lange erwartet wurde, die größte Vorsicht zu beobachten. Man beobachtete Tag und Stunde, sowie über die Richtung, welche man einschlagen wollte, das tiefste Schweigen.

Man hatte die Ballen so einzurichten gesucht, daß der Inhalt derselben so gut wie möglich verborgen war.

Die Maulthiere verließen unter Führung ihres Arriero einzeln die Stadt und versammelten sich erst fünfzehn Meilen von derselben entfernt, wo die Bedeckung bereits seit einem Monate campirte und unter einem annehmbaren Vorwande ein altes Präsidio bezogen hatte.

Man hatte mithin Alles bedacht und berechnet und es weder an Umsicht, noch an Scharfsinn fehlen lassen, um die kostbare Fracht ungefährdet zu befördern; die Arriero's welche allein den Werth der Ladung kannten, würden sich gehütet haben, davon zu reden, weil sie mit ihrer geringen Habe für die Sicherheit des

anvertrauten Gutes hafteten und wenn sie unterwegs geplündert wurden, geriethen sie selbst an den Bettelstab.

Die Conducta marschirte in der besten Ordnung hinter dem Glöckchen der Nena heran: Die Arriero's sangen ihren Thieren fröhlich entgegen und trieben sie mit ihren ewigen Ausrufe: Arreamula! Arrea linda! Die an dem langen eisernen Lanzen der Dragoner befestigten Bänder wehten in der Morgenluft und der Capitain lauschte sorglos dem Geschwätz des Mönches, indem er von Zeit zu Zeit forschende Blicke in die Ebene warf.

„Hört, Fray Antonio," sagte er zu seinem dicken Begleiter, „Sie werden wohl jetzt nicht mehr bereuen, daß wir so zeitig aufgebrochen sind, denn der Morgen ist prächtig und allem Anscheine nach werden wir einen schönen Tag haben."

„Ja, ja," antwortete dieser lachend; „durch die Vermittlung unserer lieben Frau von Soledad, ehrenwerther Capitain, erfreuen wir uns zu unserer Reise der günstigsten Umstände."

„Nun, es freut mich, Euch so aufgeräumt zu sehen, denn ich fürchtete, daß Ihr in Folge des plötzlichen Erwachens heute früh etwas verstimmt sein würdet."

„Ich! Mein Gott, ehrenwerther Capitain," entgegnete er mit geheuchelter Demuth, „wir übrigen unwürdigen Diener der Kirche müssen uns allen Prüfungen ohne Murren unterwerfen, die es dem Herrn gefällt uns

aufzuerlegen, übrigens ist das Leben so kurz, daß es wohl gerathen erscheint, es leicht zu nehmen, um nicht die wenigen heiteren Augenblicke einzubüßen, welche uns etwa zu Theil werden."

„Bravo! Das ist eine Philosophie, wie ich sie liebe. Ihr seid ein guter Kamerad, Patre; ich hoffe, daß wir lange Zeit zusammen reisen werden?"

„Das hängt gewissermaßen von Euch ab, Sennor Capitain."

„Von mir? In wie fern?"

„Nämlich es hängt von der Richtung ab, welche einzuschlagen Ihr gesonnen seid."

„Hm!" entgegnete Don Juan. „Welche Richtung verfolgt denn Ihr, Sennor Patre?"

Der alte Kunstgriff eine Frage mit einer zweiten zu beantworten, ist vortrefflich, weil er fast immer gelingt. Dieses Mal ließ sich der Mönch fangen; aber seine Antwort war, wie es die Gewohnheit seiner Genossenschaft ist, ausweichend.

„Was mich betrifft," entgegnete er mit geheuchelter Sorglosigkeit, „so gelten mir fast alle Richtungen gleich; mein Rock sichert mir überall, wohin mich der Zufall verschlägt, freundliche Gesichter und eine gute Aufnahme."

„Ganz richtig; ich wundere mich daher über die Fraze, welche Ihr mir eben vorgelegt habt."

„Ach, es ist wirklich nicht der Mühe werth, daß Ihr Euch deshalb Gedanken macht, Capitain, ich würde

tief beklagen, Euch verletzt zu haben, bitte daher demüthigst, mich entschuldigen zu wollen."

„Ihr habt mich keineswegs verletzt, Sennor Patre; ich habe keinen Grund, ein Geheimniß daraus zu machen, welchen Weg ich einschlagen will; die Maulthiere, welche ich escortire, gehen mich durchaus nichts an und ich denke, mich morgen oder übermorgen von denselben zu trennen."

Der Mönch konnte sich eines Ausdruckes der Verwunderung nicht erwehren.

„So!" sagte er, indem er seinen Gefährten scharf ansah."

„Ja, wahrhaftig," fuhr der Capitain sorglos fort; „die wackeren Leute haben mich gebeten, sie während einiger Tage zu begleiten, aus Furcht vor den Gavilla's welche die Straßen unsicher machen. Wie es scheint führen sie werthvolle Waaren bei sich und möchten nicht gern beraubt werden."

„Ich verstehe; es würde freilich nichts weniger, als angenehm für sie sein."

„Nicht wahr? Ich habe ihnen daher die kleine Gefälligkeit nicht abschlagen wollen, da es mir auf keine Weise unbequem war; sobald sie sich aber für sicher halten werden, werde ich mich von ihnen trennen, um mich in die Prairie zu vertiefen, denn so lauten meine Verhaltungsbefehle, indem die Indios-Bravos wie Ihr wißt, wieder an der Grenze hausen."

„Nein, das wußte ich nicht."

„Nun, in dem Falle erfahrt Ihr es von mir; es ist eine schöne Gelegenheit für Euch, Patre Antonio, welche Ihr nicht versäumen solltet.“

„Eine prächtige Gelegenheit für mich?“ sagte der Mönch verwundert, „was wollt Ihr damit sagen, Capitain?“

„Eine Gelegenheit, die Heiden zu lehren und sie in den Grundsätzen unserer heiligen Kirche zu unterrichten,“ entgegnete der junge Mann mit unerschütterlichem Gleichmuthe.

Bei diesem plötzlichen Vorschlage schnitt der Mönch ein entsetzliches Gesicht.

„Zum Teufel, die Gelegenheit,“ rief er, indem er mit den Fingern ein Schnippchen schlug; „das mögen andere Narren unternehmen, ich verspüre keinen Beruf zum Märtyrer.“

„Wie Ihr wollt, Patre, doch habt Ihr Unrecht.“

„Möglich, ehrenwerther Capitain, es müßte mich aber der Teufel plagen, wenn ich Euch zu den Heiden folgen sollte; in zwei Tagen verlasse ich Euch.“

„Schon so bald?“

„Ja, da Ihr in die Prairien geht, müßt ihr die Recua, welche Ihr escortirt beim Rancho de San-Jacinto verlassen, denn das ist der Grenzort zwischen Mexiko und der Wildniß.“

„Höchst wahrscheinlich.“

„Nun, so werde ich mich den Maulthiertreibern anschließen. Dann sind alle gefährlichen Stellen vorüber und ich kann meine Reise auf das Angenehmste fortsetzen.“

„So!" antwortete der Capitain, indem er ihn durchdringend ansah; doch konnte er die Unterhaltung welche ihm sehr interessant zu sein schien nicht fortsetzen, denn ein Reiter des Vortrabes kam mit verhängtem Zügel herangesprengt, ritt an ihn heran, neigte sich zu seinem Ohre und flüsterte ihm etliche Worte zu.

Der Capitain blickte sich forschend um, richtete sich im Sattel auf und sagte zu dem Soldaten:

„Gut. Wieviel sind es?"

„Zwei, Capitain."

„Beobachte sie, ohne ihnen merken zu lassen, daß sie Gefangene sind; sobald wir den Haltepunkt erreicht haben, werde ich sie selbst ausfragen. Kehre zu Deinen Kameraden zurück." Der Soldat verneigte sich ehrerbietig und stumm und entfernte sich ebenso schnell, wie er gekommen war.

Der Capitain Melendez hatte seine Untergebenen schon lange daran gewöhnt, seine Befehle unbedingt und augenblicklich zu vollziehen.

Wir flechten die Bemerkung hier ein, weil es in Mexiko ein seltener Fall ist, wo es fast gar keine militairische Manneszucht giebt und die Subordination fast ganz unbekannt ist.

Don Juan ließ die Reihen der Escorte näher zusammen rücken und befahl, den Marsch zu beschleunigen.

Der Mönch hatte das Zwiegespräch zwischen dem Officiere und dem Soldaten nicht ohne geheime Besorgniß beobachtet, doch war es ihm unmöglich ein

Wort zu verstehen. Nachdem sich der Capitain überzeugt, daß seinen Befehlen Folge geleistet wurde und er seinen Platz neben dem Pater wieder eingenommen hatte, versuchte Fray Antonio sowohl über den stattgehabten Vorfall, als über die ernste Miene, welche der Officier plötzlich angenommen hatte, zu scherzen.

„Oho!" sagte er laut lachend, „Ihr seht ja sehr finster aus, Capitain! Habt Ihr etwa drei Eulen zu Eurer Rechten fliegen sehen? Die Heiden behaupten, daß es ein böses Zeichen wäre."

„Mag sein!" antwortete der Capitain trocken.

Die Antwort klang weder freundlich, noch zuvorkommend und der Mönch begriff, daß für jetzt alle Unterhaltung unmöglich sei. Er ließ es sich gesagt sein, biß sich in die Lippen und ritt schweigend an der Seite seines Gefährten weiter.

Eine Stunde später erreichte man den Haltepunkt. Weder der Officier noch der Mönch hatten ein Wort gesprochen; doch schien Jeder von ihnen, je näher sie dem Haltepunkte kamen, um so ängstlicher zu werden.

Fünftes Kapitel.

Der Haltepunkt.

Die Sonne war am Horizonte fast ganz verschwunden, als die Caravane den Haltepunkt erreichte.

Die Stelle, welche sich auf dem Gipfel einer ziemlich steilen Anhöhe befand, war mit jener Klugheit gewählt, welche die Arriero's aus Texas oder Mexiko auszeichnet. Ein Ueberfall war hier unmöglich und die hundertjährigen Stämme, welche den Rand des Hügels beschatteten, konnten für den Fall eines Angriffes sicheren Schutz gegen die Kugeln gewähren.

Man lud die Maulthiere ab, statt aber die Ballen, wie es gewöhnlich geschieht, als eine Art Verschanzung für das Lager zu benutzen, schichtete man sie übereinander und brachte sie an einer Stelle unter, wo sie vor den Herumstreichern gesichert waren, welche der Zufall oder die Habgierde nach eingebrochener Dunkelheit dorthin locken könnte.

Man zündete sieben bis acht große Feuer in einem weiten Kreise an, um die Raubthiere fern zu halten;

man reichte den Maulthieren ihre Ration Mais auf Manta's oder Decken, die auf die Erde gebreitet wurden; sobald man hierauf das Lager mit Wachen umstellt hatte, trafen die Soldaten und Arriero's Vorbereitungen zur Herstellung des kärglichen Mahles, das ihnen nach dem ermüdenden Marsche ein wahres Bedürfniß geworden war.

Der Capitain Don Juan und der Mönch saßen etwas abseits an einem für sie angezündeten Feuer und fingen an, Mais-Cigarretten zu rauchen, während der Assistent des Officiers eilig die Mahlzeit seines Vorgesetzten bereitete, welche, wie wir zugeben müssen, weder gewählter, noch reichlicher war, als die der gemeinen Soldaten. Der Hunger besitzt indessen die Macht, eine kärgliche Mahlzeit nicht nur schmackhaft, sondern sogar würzig erscheinen zu lassen, wenn dieselbe auch wie hier nur in etlichen Vara's Tocino, das ist Fleisch, welches an der Sonne getrocknet worden und vier bis fünf Scheiben Zwieback besteht.

Der Capitain war mit seiner Mahlzeit bald zu Ende. Er stand auf, und da die Nacht unterdessen vollständig hereingebrochen war, ging er fort, um die Posten zu besuchen und sich zu überzeugen, daß Alles in Ordnung wäre. Als er seinen Platz am Feuer wieder einnahm, lag Fray Antonio in seinen Zarapee gehüllt, mit den Füßen gegen die Gluth am Boden und schlief oder stellte sich fest schlafend.

Don Juan musterte ihn eine Zeit lang mit bitterem

Hasse und unaussprechlicher Verachtung, schüttelte wiederholt den Kopf und befahl seinem Assistenten, der in geringer Entfernung stand und auf seine Befehle wartete, die beiden Gefangenen her zu bringen.

Man hatte die Gefangenen bis jetzt abgesondert gehalten: obwohl man ihnen mit Achtung begegnete, konnten sie doch ohne Mühe bemerken, daß man sie mit der größten Sorgfalt beobachte und überwache. Indessen hatten sie, theils aus Gleichgültigkeit, theils aus anderen Gründen nicht zu ahnen geschienen, daß sie Gefangene wären, denn man hatte ihnen ihre Waffen gelassen und sowohl die energischen Züge, als die nervigen Glieder der beiden, in mittlen Jahren stehenden Männer berechtigte zu der Vermuthung, daß sie vollkommen im Stande wären, ihre Freiheit mit Gewalt zu erzwingen, wenn man ihnen dieselbe nicht freiwillig zurückgeben sollte.

Sie folgten dem Diener des Capitain's ohne Widerstand und erschienen bald vor dem Officier.

Die Nacht war finster, doch genügte die Helligkeit des Feuers vollkommen um die Züge der neuen Ankömmlinge zu erkennen.

Sobald sie Don Juan erblickte, konnte er sich einer Aeußerung des Erstaunens nicht erwehren, doch legte einer der Gefangenen rasch seinen Finger an den Mund, um zur Vorsicht zu mahnen, während er zugleich einen bedeutsamen Blick auf den am Boden ruhenden Mönch warf.

Der Capitain verstand die stumme Warnung, beantwortete dieselbe mit einem flüchtigen Kopfnicken, nahm dann eine vollkommen gleichgültige Miene an und fragte, indem er ein Mais-Cigarrette zwischen den Fingern drehte.

„Wer seid Ihr?"

„Jäger," antworteten die Gefangenen, ohne sich zu bedenken.

„Man hat Euch vor mehreren Stunden am Ufer des Flusses getroffen und verhaftet."

„Ganz richtig."

„Was machtet Ihr dort?"

Der Gefangene blickte sich forschend um, sah dann den Officier an und sagte:

„Ehe ich fernere Fragen beantworte, möchte ich Euch auch eine vorlegen."

„Welche?"

„Mit welchem Rechte fragt Ihr mich?"

„Blickt Euch um," antwortete der Officier in nachlässigem Tone.

„Ich verstehe, mit dem Rechte des Stärkeren, nicht wahr? Das ist aber ein Recht, welches ich nicht anerkenne, denn ich bin ein freier Jäger, der kein anderes Gesetz anerkennt, als seinen Willen und keinen anderen Herrn als sich selbst."

„Oho! Ihr führt eine stolze Sprache, Kamerad."

„Es ist die Sprache eines Mannes, der nicht daran gewöhnt ist, sich der Willkühr zu fügen. Um

Euch meiner zu bemächtigen, habt Ihr, wenn auch nicht Eure Uebermacht, denn Eure Soldaten hätten mich viel leichter tödten, als gegen meinen Willen gefangen nehmen können, aber das Vertrauen mißbraucht, mit welchem ich mich in Eure Hände gab. Ich beschwere mich darüber und verlange augenblicklich meine volle Freiheit wieder."

„Eure anmaßende Sprache schreckt mich keineswegs, und wenn es mein Wille wäre, Euch zum Reden zu zwingen, so würden mir zu dem Zwecke gewisse untrügliche Mittel zu Gebote stehen."

„Gewiß," antwortete der Gefangene in bitterem Tone; „die Mexikaner ehren das Gedächtniß der Spanier, ihrer Vorfahren, und wissen erforderlichen Falles die Tortour anzuwenden. Versucht es, Capitain, wer hindert Euch daran? Hoffentlich wird mein graues Haupt vor Eurer Jugend nicht zu erröthen haben."

„Genug davon," rief der Capitain unmuthig aus, „würde ich, wenn ich Euch die Freiheit gäbe, einen Freund oder einen Feind entlassen?"

„Weder das Eine, noch das Andere."

„Was wollt Ihr damit sagen?"

„Meine Antwort ist verständlich genug."

„Dennoch verstehe ich sie nicht."

„So will ich mich denn mit wenigen Worten näher erklären."

„Redet."

„Obwohl wir einander geradezu in entgegengesetzter

Lage gegenüberstehen, hat es dem Zufall heute beliebt, uns einander gegenüber zu stellen. Trennen wir uns also jetzt, so werden wir keine gehässige Erinnerung an unsere Begegnung bewahren, indem wir uns nicht über einander zu beschweren haben und uns wahrscheinlich nie wiedersehen werden."

„Es unterliegt aber doch keinem Zweifel, daß Ihr dort am Wege auf Jemand wartetet, als Euch meine Soldaten gefunden haben."

„Weshalb glaubt Ihr das?"

„Habt Ihr nicht selbst gesagt, daß Ihr Jäger wäret und ich wüßte nicht, welches Wild Ihr am Rande des Weges jagen könntet."

Der Gefangene lachte.

„Wer weiß? Vielleicht ein kostbareres Wild als Ihr meint und von welchem Ihr gewiß Euren Antheil haben möchtet."

Der Mönch bewegte sich und öffnete die Augen als ob er eben erwache.

„Schau!" sagte er mit einem unterdrückten Gähnen zu dem Capitain, „Ihr schlaft ja nicht, Don Juan?"

„Noch nicht," erwiederte dieser, „ich verhöre die beiden Männer, welche mein Vortrab verhaftet hat."

„Aha!" entgegnete der Mönch, indem er einen verächtlichen Blick auf die Gefangenen warf, „die armen Teufel kommen mir aber nicht sehr gefährlich vor."

„Meint Ihr."

„Ich weiß es nicht, kann mir aber nicht denken, was Euch die beiden Männer anhaben könnten?"

„Wer weiß? Vielleicht sind es Spione?"

Fray Antonio nahm eine väterlich, heilige Miene an und sagte:

„Spione? Fürchtet Ihr denn einen Hinterhalt?"

„In der Lage, in welcher wir uns befinden ist eine solche Voraussetzung nicht sehr unwahrscheinlich, wie mir scheint."

„In einem Lande, wie dem gegenwärtigen und mit einer Bedeckung, wie diejenige, über welche Ihr verfügt, würde mich das sehr verwundern. Die beiden Männer haben sich übrigens verhaften lassen ohne Widerstand zu leisten, wenigstens habe ich es zu hören geglaubt, und doch hätten sie mit leichter Mühe entkommen können."

„Das ist wahr."

„Daraus geht offenbar hervor, daß sie keine böse Absicht hatten; wäre ich an Eurer Stelle, so ließ ich sie getrost ziehen, wohin sie wollen."

„Ist das Eure Ansicht?"

„Allerdings."

„Ihr scheint an den beiden Unbekannten großen Antheil zu nehmen."

„Ich, nicht im Geringsten, ich sage Euch nur, was ich für Recht und billig halte. Thut jetzt, was Ihr wollt, mir gilt es gleich."

„Vielleicht habt Ihr Recht; doch werde ich die

beiden Gefangenen nicht eher frei geben, bis sie mir den Namen derjenigen Person genannt haben, auf welche sie warteten."

„Warteten sie denn auf Jemand?"

„Sie geben es wenigstens vor."

„Es ist Wahrheit, Capitain," bemerkte der Gefangene, welcher bisher allein gesprochen hatte, „obwohl wir aber wußten, daß Ihr kommen würdet, warteten wir doch nicht auf Euch."

„Auf wen den sonst?"

„Wollt Ihr es durchaus wissen?"

„Gewiß!"

„Nun dann, Fray Antonio, müßt Ihr antworten," entgegnete der Gefangene hohnlachend, „denn Ihr allein seid im Stande, den Namen der erwarteten Person zu nennen."

„Ich!" rief der Mönch vor Wuth bebend, und wurde leichenblaß.

„Aha!" sagte der Capitain zu Letzteren gewendet, „jetzt fängt die Sache wirklich an, interessant zu werden."

Die vier Männer, welche sich an dem Feuer gegenüber standen, das seinen phantastischen Schein auf ihre Züge warf, boten einen seltsamen Anblick.

Der Capitain rauchte, indem er den Mönch spöttisch betrachtete, gleichmüthig seine Cigarette, während auf dem Gesichte des Letzteren Furcht und Frechheit einen Kampf lieferten, dessen Fortschritte leicht zu verfolgen waren; die beiden Jäger hielten ihre Hände über

der Mündung ihrer Rifles gekreuzt, lächelten schlau und schienen sich innerlich an der Verwirrung des Mannes zu weiden, welchen sie so plötzlich und rücksichtslos in den Vordergrund gestellt hatten.

„Stellt Euch doch nicht so verwundert, Pater Antonio," sagte der Gefangene endlich, „Ihr wißt recht gut, daß wir Euch erwartet haben."

„Mich! entgegnete der Mönch mit erstickter Stimme, „der Elende muß wahrhaftig den Kopf verloren haben."

„Ich bin nicht von Sinnen, Pater und erlasse Euch die Ehrentitel, welche Ihr mir gütigst spendet," antwortete der Gefangene trocken.

„Nun besinnt Euch nicht lange," sagte derjenige, welcher bisher geschwiegen hatte, barsch, „denn ich bin keineswegs gesonnen um Euretwillen an einem Stricke zu baumeln."

„Was unfehlbar geschehen wird," bemerkte der Capitain gelassen, „wenn Ihr Euch nicht entschließt, Caballero's mir Euer Benehmen klar und ohne Umschweife zu erklären."

„Hört Ihr, Sennor Fraye," fuhr der Gefangene fort; „die Lage wird für uns bedenklich: entschließt Euch schnell und thut rechtschaffen Eure Pflicht."

„Ach!" rief der Mönch würthend aus, „ich bin in eine schöne Falle gerathen."

„Genug," sagte der Capitain mit Donnerstimme, „das Possenspiel hat bereits nur zu lange gedauert, Pater Antonio. Nicht Ihr seid in eine Falle gerathen

sondern mich habt Ihr in eine solche locken wollen. Ich kenne Euch seit langer Zeit und bin von den Plänen, welche Ihr verstohlen gefördert, genau unterrichtet. Ihr spielt seit langer Zeit ein sehr gefährliches Spiel, denn man kann nicht Gott und dem Teufel zu gleicher Zeit dienen, ohne daß endlich alles an den Tag komme. Ich habe Euch aber jenen wackeren Leuten gegenüber stellen wollen, um Euch zu überführen und Euch die gleißnerische Maske abzureißen, hinter welcher Ihr Euch schon so lange verbergt."

Bei dieser strengen Anrede war der Mönch anfangs betroffen und verwirrt über die unabweisliche Anklage, die man gegen ihn erhob; endlich richtete er den Kopf auf, wandte sich zu dem Capitain und sagte in hochmüthigem Tone:

„Wessen klagt man mich an?"

Don Juan lächelte verächtlich.

„Ihr seid angeklagt," antwortete er, die von mir geführte Conducta in einem von Euch gestellten Hinterhalt haben locken zu wollen, wo uns gegenwärtig Eure würdigen Spießgesellen erwarten, um uns berauben und umzubringen. Was habt Ihr darauf zu erwiedern?"

„Nichts," antwortete Jener trocken.

„Ihr habt Recht, denn Euer Leugnen würde Euch nichts helfen; da Ihr aber jetzt durch mich überführt und geständig seid, sollt Ihr mir nicht entkommen ohne einen unvergeßlichen Denkzettel an unsere Begegnung davon zu tragen."

„Seht Euch vor, Sennor Capitain, denn ich gehöre der Kirche an und mein Kleid macht mich unverletzbar."

Ein spöttisches Lächeln umschwebte den Mund des Capitains.

„Macht Euch deshalb keine Sorge," sagte er in höhnendem Tone, „man wird es Euch ausziehen."

Die meisten Soldaten und Arriero's waren durch die laute Stimme des Capitains und des Mönches herbeigelockt, allmählig näher getreten und lauschten der Unterhaltung.

Der Capitain bezeichnete den Mönch mit dem Finger und sagte zu den Soldaten gewendet:

„Ziehet dem Manne das Kleid aus, was er trägt, bindet ihn an einen Catalpa und versetzt ihm zweihundert Hiebe mit dem Chicote."

„Ihr Nichtswürdigen!" rief der Mönch schäumend vor Wuth aus, Derjenige von Euch, der es wagt, mich zu berühren, wird mit meinem Fluche beladen, ich verwünsche ihn, weil er die Hand an den Diener des Herrn gelegt und er soll die ewige Verdammniß dafür erndten."

Bei dieser Drohung, welcher zu widerstehen die Soldaten zu unwissend und abergläubisch waren, wichen dieselben betroffen zurück.

Der Mönch kreuzte die Arme über der Brust und redete den Officier mit triumpirender Miene folgendermaßen an:

„Unglücklicher! Verblendeter!“ sagte er, „ich könnte Dich für deine Vermessenheit bestrafen, verzeihe Dir aber, Gott allein wird die Rache übernehmen, er wird Dich strafen, wenn Deine Stunde gekommen ist. Lebe wohl, macht Platz, Ihr Leute!“

Die betroffenen und furchtsamen Dragoner wichen zögernd und langsam vor ihm zurück; der Capitain, der sich seiner Ohnmacht bewußt war, ballte die Fäuste und warf zornige Blicke um sich.

Der Mönch hatte die Reihe der Soldaten beinahe durchschritten, als er sich am Arme zurückgehalten fühlte, er wandte sich in der unverkennbaren Absicht um, denjenigen scharf zurecht zu weisen, der es gewagt hatte, ihn zu berühren, doch nahm sein Gesicht plötzlich einen anderen Ausdruck an, als er den erkannte, der ihn festhielt und ihn mit spöttischer Geberde anblickte, denn es war kein Anderer, als der erste Gefangene, der die erste Veranlassung gegeben hatte, daß er beleidigt worden.

„Einen Augenblick, Sennor Pater,“ sagte der Jäger; „ich begreife, daß jene wackeren Leute, welche Katholiken sind, Euren Fluch scheuen und es nicht wagen, Hand an Euch zu legen, weil sie sich vor dem ewigen Fegefeuer fürchten. Mit mir aber ist es etwas Anderes, ich bin, wie Ihr wißt, ein Ketzer, laufe daher keine Gefahr, wenn ich Euch Euer Kleid ausziehe und will Euch mit Eurer Erlaubniß den kleinen Dienst erweisen.“

„Höre,“ sagte der Mönch zähneknischend, „ich bringe Dich um, John, wahrhaftig ich tödte Dich, Elender!“

„Ach, Leute, welchen man droht, haben ein langes Leben," entgegnete John, indem er ihn zwang, das Möndhsgewand abzulegen, was er trug.

„So, Ihr wackeren Leute, jetzt könnt Ihr die Befehle Eures Capitains in aller Gemüthsruhe vollziehen: Der Mann ist jetzt nicht mehr und nicht weniger, als irgend ein Anderer."

Die kecke That des Jägers brach plötzlich den Bann, der die Soldaten gefangen. Sobald das gefürchtete Kleid von den Schultern des Mönches gefallen war, halfen weder Bitten noch Drohungen, man bemächtigte sich des Delinquenten, band ihn trotz seines lauten Geschreies an einen Catalpa und versetzte ihm die von dem Capitain befohlenen zweihundert Chicoten-Hiebe. Die Jäger wohnten der Vollziehung der Strafe bei, zählten im Stillen die Hiebe nach und lachten laut über die Krümmungen des Unglücklichen, der sich vor Schmerz wand, wie eine Schlange.

Beim hundert und acht und zwanzigsten Hiebe schwieg der Mönch: die gänzlich erschütterten Nerven machten ihn unempfindlich; doch war er nicht besinnungslos, sondern biß die Zähne zusammen, während ein weißlicher Schaum vor seinen Mund trat. Er starrte gerade vor sich, doch ohne Blick und gab kein anderes Lebenszeichen, als die tiefen Seufzer, welche sich seiner Brust von Zeit zu Zeit entwanden.

Nach beendeter Execution stürzte er, als man ihn losband, wie eine leblose Masse zu Boden. Man zog

ihm sein Kleid wieder über und ließ ihn an der Stelle liegen, ohne sich weiter um ihn zu kümmern.

Die beiden Jäger hatten sich, nachdem sie mit dem Capitain eine Zeit lang flüsternd gesprochen, entfernt.

Der übrige Theil der Nacht verstrich ohne weitere Abenteuer.

Einige Minuten vor dem Aufgange der Sonne standen die Arriero's auf um, die Maulthiere zu beladen und alle Vorbereitungen zur Abreise zu treffen.

„Aber," rief der Capitain plötzlich aus, „wo ist denn der Mönch geblieben, wir können ihn doch nicht so zurücklassen: legt ihn auf ein Maulthier und sobald wir den ersten Rancho erreichen, wollen wir ihn dort zurücklassen."

Die Soldaten eilten den Befehl zu vollziehen, aber alle Nachforschungen waren vergebens. Pater Antonio war spurlos verschwunden.

Don Juan runzelte bei dieser Nachricht die Brauen, nach kurzem Bedenken schüttelte er aber gleichgültig den Kopf und sagte:

„Desto besser, er würde uns unterwegs hinderlich gewesen sein."

Die Conducta setzte sich in Bewegung und trat ihre Reise wieder an.

Sechstes Kapitel.

Ein politischer Ueberblick.

Ehe wir in unserer Erzählung fortfahren, wollen wir in wenigen Worten die politische Lage in Texas schildern, wie sie zu der Zeit, wo unsere Erzählung spielt, beschaffen war.

Schon zur Zeit der spanischen Herrschaft verfochten die Bewohner von Texas ihre Freiheit mit bewaffneter Hand; aber nachdem sie mancherlei Schicksale erfahren, wurden sie in der Schlacht von Medina endlich überwältigt, welche am dreizehnten August 1813 unheilvollen Andenkens von dem Obersten Arredondo, der das Regiment Estramadura befehligte, welchem sich die Landwehr des Staates Cohahuila angeschlossen hatte, geschlagen wurde.

Von jener Zeit an bis zur zweiten mexikanischen Revolution blieb Texas unter dem unleidlichen Drucke der Soldatenherrschaft und war den fortwährenden Angriffen der Comanchen-Indianer schutzlos ausgesetzt.

Die Vereinigten Staaten hatten wiederholt Ansprüche

auf das Land erhoben, indem sie vorgaben, daß der Rio-Bravo die natürliche Grenze zwischen den Vereinigten Staaten und Mexiko bilde. Nachdem sie aber im Jahre 1819 officiell anerkannten, daß ihre Ansprüche nicht begründet seien, suchten sie sich des reichen Gebietes durch versteckte Mittel zu bemächtigen und es in den Bereich ihrer Grenzen zu ziehen.

Damals fingen sie an sich jener heimtückischen geduldig, machiavellistischen Politik zu befleißigen die ihnen endlich den Sieg sichern sollte.

Im Jahre 1821 erschienen die ersten amerikanischen Auswanderer schüchtern und fast verstohlen auf dem Brazos, bebauten das Land, gründeten heimlich Colonien und waren bereits im Jahre 1824 so mächtig und stark geworden, daß sich ihre Zahl bereits auf funfzigtausend Menschen belief. Die Mexikaner, welche in endlosen Bürgerkriegen fortwährend mit einander im Streite lagen, begriffen die Bedeutung der amerikanischen Einwanderung nicht, welche sie anfangs sogar begünstigt hatten.

Es waren seit der Ankunft der ersten Amerikaner in Texas kaum acht Jahre verstrichen, als sie bereits ein ganzes Volk bildeten.

Die Regierung Washington's machte bereits aus ihren Absichten kein Geheimniß mehr, sondern sprach unverhohlen davon, Mexiko das Gebiet abzukaufen auf welchem das spanische Element beinahe gänzlich verschwunden war, um den verwegenen und unternehmenden Angelsachsen Platz zu machen.

Die mexikanische Regierung erwachte endlich aus ihrer Letargie, sah die doppelte Gefahr des Eindringens der Bewohner des Missouri und Texas in den Staat Santa-Fe; als sie aber die amerikanische Einwanderung hemmen wollte, war es zu spät dazu. Das von dem Congresse in Mexiko erlassene Gesetz war ohne Kraft und die Colonien verminderten sich trotz der mexikanischen Posten, welche an der Grenze aufgestellt waren, nicht.

Der General Bustamente, Präsident der Republik sah ein, daß er bald mit den Amerikanern in einen Kampf verwickelt werden würde, bereitete sich daher im Stillen darauf vor und schickte nach und nach unter verschiedenem Vorwande Truppen nach dem rothen Flusse und der Sabina, welche bald zwölftausend Mann stark waren.

Indessen war scheinbar alles ruhig, kein Merkmal deutete auf einen nahen Kampf, als er plötzlich durch eine Verrätherei der östlichen Provinzen in einem Augenblicke entbrannte, wo man am wenigsten darauf gefaßt war.

Der Sachverhalt war folgender:

Der Commandant von Anahuac ließ mehrere amerikanische Colonisten ohne triftigen Grund in's Gefängniß werfen.

Die Bewohner von Texas hatten bisher die unzähligen Quälereien der mexikanischen Officiere ohne Murren ertragen, bei dieser letzten Gewaltthat aber brach wie auf ein gegebenes Zeichen ein allgemeiner Aufstand aus.

man trat mit bewaffneter Hand vor den Commandanten und forderte unter drohendem und wüthenden Geschrei die Freigebung der Gefangenen.

Der Commandant, welcher zu schwach war um offenen Widerstand leisten zu können, gab scheinbar der Forderung nach, forderte aber zwei Tage Zeit, um gewisse Formalitäten zu erfüllen und sich der Verantwortlichkeit zu entledigen.

Die Insurgenten bewilligten jene Frist und der Officier benutzte sie dazu, schleunigst die Garnison von Nacogdoches zu seiner Hülfe zu entbieten.

Die Garnison langte in dem Augenblicke an, wo sich die Insurgenten im Vertrauen auf das Wort des Generals eben entfernten.

In ihrer Entrüstung über eine so hinterlistige That, kehrten sie sofort um und legten ihren Unwillen so energisch an den Tag, daß sich der Mexikaner glücklich schätzte, als es ihm gelungen war, durch Auslieferung der Gefangenen ferneren Feindseligkeiten vorzubeugen.

Unterdessen wurde der General Bustamente in Folge eines Pronunciamiento zu Gunsten Santa Annas unter dem Geschrei „Es lebe der Bund?“ seiner Würde enthoben.

In Texas war man besonders dem Centralisations-System abgeneigt, weil man dann keine Hoffnung hatte, das Land als einen selbstständigen Staat anerkannt zu sehen, daher stimmte die ganze Bevölkerung einstimmig für die Bundesregierung.

Die Colonisten erhoben sich, vereinigten sich mit den noch unter den Waffen stehenden Jusurgenten von Anahuac und marschirten entschlossen vor die Feste Velasco und belagerten dieselbe.

Das Losungswort war fortwährend: „Es lebe der Bund," doch verbarg sich hinter jenem Rufe der Wunsch: „Es lebe die Unabhängigkeit" den die Bewohner von Texas sich noch zu schwach fühlten offen auszusprechen

Die Feste Velasco wurde von einer mexikanischen Besatzung unter der Leitung eines wackeren Officiers Namens Ugartechea vertheidigt.

Während jener denkwürdigen Belagerung, bei welcher die Belagerer die Kanonenschüsse der Festung nur mit Büchsenschüssen erwiederten vollbrachten sowohl die Mexikaner, als die Bewohner von Texas wahre Wunder der Tapferkeit und man schlug sich von beiden Seiten mit unglaublicher Erbitterung.

Die Colonisten, welche geschickte Schützen und hinter ungeheuren, umgeschlagenen Baumstämmen verschanzt waren, schossen wie nach der Scheibe und zerschmetterten die Hände der mexikanischen Artillerie so oft sie sich zeigten um ihr Geschütz zu laden. Es ging soweit, daß sich der Commandant Ugartechea, nachdem er seine wackersten Soldaten verstümmelt neben sich hinstürzen sah, endlich aufopferte und selbst an die Arbeit ging. Die Insurgenten waren über eine solche Heldenthat, so überrascht, daß sie ihr Feuer, obwohl sie den wackeren Commandanten wohl zwanzig Mal würden haben tödten können, ein-

stellten; Ugartechea ergab sich endlich, nachdem er eingesehen, daß eine fernere Vertheidigung unmöglich war.

Dieser Erfolg erfüllte die Colonisten mit Freude, Santa Anna ließ sich aber über die Absichten der Insurgenten aus Texas nicht irren; er sah ein, daß sich unter der Begeisterung für den Bund sehr entschiedene revolutionäre Gelüste versteckten und statt dem aufopferden Scheine zu trauen, schickte er, sobald seine Gewalt hinreichend befestigt war, schleunigst den Obersten Mexia mit vierhundert Mann ab, um das bereits sehr erschütterte mexikanische Ansehen in Texas wieder herzustellen.

Nach langem Zaudern und vielen diplomatischen Verhandlungen, welche unter Menschen, die beiderseitig keine andere Waffen kannten als den Verrath, zu keinem Resultate führen konnten, entbrannte der Krieg endlich mit Macht; ein Comité für die öffentliche Sicherheit bildete sich in San Felipe und das Volk ward aufgefordert sich an dem Kampfe zu betheiligen.

Der Bürgerkrieg war indessen noch nicht entschieden erklärt, als endlich ein Mann erschien, der über das Schicksal des Landes entscheiden sollte, und welchem der Ruhm, es frei zu machen, vorbehalten war, nämlich Samuel Houston.

Von dem Augenblicke an gestaltete sich der schüchterne zwecklose Aufstand in Texas zur offenen Revolution; trotzdem blieb die mexikanische Regierung dem Anscheine nach die rechtmäßige Herrscherin des Landes.

Die Colonisten nannte man ohne Umstände Insurgenten, und behandelte sie demgemäß, wenn sie in die Hände ihrer Feinde geriethen. Sie wurden nämlich ohne Weiteres erhängt, ertränkt, oder erschossen, je nachdem die Gegend, in welcher man sie traf, die eine oder andere Todesart begünstigte.

An dem Tage, wo unsere Erzählung beginnt, hatte die Entrüstung gegen die Mexikaner und die Begeisterung für den erhabenen Kampf der Unabhängigkeit den höchsten Gipfel erreicht.

Ohngefähr drei Wochen vorher hatte zwischen der Garnison Bejar und einer Abtheilung Insurgenten unter dem Befehle Austin's eines der berühmtesten Leiter der Revolution ein ernstes Treffen stattgefunden; troß dem die Colonisten einem überlegenen Feinde gegenüber standen und in der Kriegskunst unerfahren waren, schlugen sie sich doch so wacker und bedienten sich ihrer einzigen Kanone so geschickt, daß die mexikanischen Truppen sich nachdem sie schwere Verluste erlitten, gezwungen sahen, den Rückzug nach Bejar anzutreten.

Jenes Treffen war das erste, welches nach der Einnahme von Velasco im westlichen Texas stattfand; es war entscheidend für die revolutionaire Bewegung, welche sich bald wie ein Lauffeuer im ganzen Lande verbreitete.

Die Städte erhoben sich von allen Seiten, um sich der Armee der libertadoras anzuschließen, die Opposition wurde in großartigem Maßstabe organisirt und

verwegene Parteiführer fingen an, das Land nach allen Richtungen zu durchkreuzen, den Krieg auf eigene Faust zu führen und der Sache, welcher sie sich gewidmet hatten und die sie angeblich verfechten wollten, auf ihre Weise zu dienen.

Der Capitain Don Juan Melendez sah sich von allen Seiten von Feinden umgeben, welche um so gefährlicher waren, als er die Zahl derselben nicht kannte und ihre Bewegungen nicht berechnen konnte, mußte daher zur glücklichen Vollziehung seiner schwierigen Aufgabe und weil er stets zu besorgen hatte, irgend einem Verräther in die Hände zu fallen, die größte Vorsicht anwenden und mit rücksichtsloser Strenge auftreten, wenn er seine kostbare Last wohlbehalten an Ort und Stelle bringen wollte. Er zauderte daher nicht, als es galt, durch eine exemplarische Bestrafung des Patre Antonio ein abschreckendes Beispiel zu geben.

Das Benehmen des Mönches war bereits seit langer Zeit in hohem Grade verdächtig, und man war in dieser Hinsicht nicht nur besorgt, sondern hegte einen für seine Ehrlichkeit keineswegs schmeichelhaften Verdacht.

Don Juan hatte sich vorgenommen bei der ersten günstigen Gelegenheit der Sache auf den Grund zu gehen. Wir haben bereits erzählt, wie es ihm, so zu sagen durch Anwendung einer Contre Miene, d. h., indem er den Spion durch andere Spione beobachten ließ, die schlauer waren, als er, gelungen war, ihn fast auf frischer That zn ertappen.

Wir müssen aber dem würdigen Mönche die Gerechtigkeit widerfahren lassen, zu bekennen, daß seine Handlungsweise aus keinen politischen Gründen entsprang: Nein, so hoch verstieg sich sein Ehrgeiz nicht. Da er wußte, daß der Capitain beauftragt sei eine Conducta de Plata zu escortiren, hatte er nur deshalb getrachtet, ihn in einen Hinterhalt zu locken, und seinen Antheil an der Beute zu gewinnen und sich, nachdem er auf solche Weise plötzlich reich geworden wäre, alle Genüsse zu verschaffen, welche er sich bisher hatte versagen müssen. Höher erhoben sich seine Gedanken nicht, der Ehrwürdige war ganz einfach ein Straßenräuber, hatte aber durchaus keinen Beruf zu einem politischen Charakter.

Wir wollen ihn für jetzt verlassen, um uns zu den beiden Jägern zu wenden, welchen er seine harte Züchtigung verdankte und die gleich nach beendeter Execution das Lager verlassen hatten.

Die beiden Männer entfernten sich raschen Schrittes und nachdem sie den Abhang des Hügels hinuntergestiegen, vertieften sie sich in ein dichtes Gehölz, wo zwei prächtige Pferde der Prairien, halb wilde Mustang mit feurigen Augen und schlanken Beinen der Reiter harrend ihre Ration gemächlich verzehrten.

Nachdem die Jäger ihre Pferde losgebunden und ihnen das Gebiß angelegt hatten, schwangen sie sich in den Sattel und sprengten mit verhängtem Zügel davon.

Lange Zeit ritten sie, über den Hals ihrer Thiere gebogen, gerade vor sich hin, ohne des Weges zu

achten, oder sich durch die Hindernisse abschrecken zu lassen, welche ihnen entgegen traten und die sie mit unglaublicher Behendigkeit übersprangen bis sie endlich ohngefähr eine Stunde vor Sonnenaufgang Halt machten.

Sie waren an den Eingang einer engen, von beiden Seiten durch hohe, bewaldete Höhen eingeschlossenen Schlucht gelangt, deren Felsenwände die ersten Ausläufer der Gebirgskette waren, deren bewaldete Gipfel so nahe standen, daß es fast schien, als ob sie überhingen.

Die Jäger stiegen vom Pferde, ehe sie die Schlucht betraten und nachdem sie ihre Pferde ausgepflöckt und hinter die dichten Ranken eines Floripondios verborgen hatten, fingen sie an, die Gegend mit einer Sorgfalt und Umsicht zu durchspähen, wie auf dem Kriegspfad begriffene indianische Krieger, die eine Fährte aufspüren.

Lange Zeit blieben ihre Nachforschungen erfolglos, was aus den Aeußerungen der Ungeduld, die sie von Zeit zu Zeit vor sich hinmurmelten, leicht zu errathen war; endlich nach zweistündigem Suchen erkannten sie bei den ersten Strahlen der Sonne, die plötzlich aufgegangen war und die Dunkelheit verscheucht hatte, gewisse Spuren, welche sie, obwohl sie kaum sichtbar waren, mit Freude erfüllten.

Da sie jetzt, wie es schien, ihre Hauptsorge los waren, kehrten sie zu ihren Pferden zurück, öffneten die Satteltaschen und nahmen die Bestandtheile eines einfachen Frühstückes heraus, welchem sie mit einem Eifer

zusprachen, der deutlich verrieth, daß sie nach dem anstrengenden, nächtlichen Ritte über Höhen und Tiefen einer solchen Stärkung dringend bedurften.

Die Jäger schienen von ernsten Gedanken so ausschließlich in Anspruch genommen zu sein, daß sie nach ihrer Entfernung aus dem mexikanischen Lager kein Wort mit einander gesprochen hatten.

Die Schweigsamkeit ist übrigens ein auffallender Zug aller derjenigen, welche in der Wildniß wohnen; dieselben können Tage lang stumm bleiben, sie reden nur, wenn sie durch die Nothwendigkeit dazu gezwungen sind und bedienen sich in den meisten Fällen statt des gesprochenen Wortes der Geberdensprache, welche allerdings den unverkennbaren Vortheil hat die Nähe des Redenden nicht zu verrathen, denn überall lauern unsichtbare Feinde, welche stets bereit sind über diejenigen her zu fallen, die sich überrumpeln lassen.

Als die Jäger endlich ihren größten Hunger befriedigt hatten, zündete derjenige, welchen der Capitain John genannt hatte, seine kurze Pfeife an, steckte sie in den Winkel des Mundes, reichte dem Kamaraden den Tabacksbeutel hinüber und sagte mit halblauter Stimme, als ob er fürchte, belauscht zu werden:

„Nun, Sam, dießmal ist es uns gelungen, wie?“

„So scheint mir es freilich auch Jack,“ entgegnete Sam kopfnickend. „Du bist ein schlauer Fuchs, lieber Freund.“

„Bah!“ entgegnete jener mit verächtlicher Miene, „es ist kein besonderes Verdienst, wenn man so einen

dummen Spanier hintergeht; sie sind noch alberner, als die rothen Flamingo's."

„Gleichviel, der Capitain ist mit besonderer Gefälligkeit in die Falle gegangen."

„Vor ihm habe ich mich auch nicht gefürchtet, denn ich verstehe es schon lange, mich bei ihm beliebt zu machen; aber um den verwünschten Mönch war mir bange."

„Ja, ja, wenn wir nicht zu so gelegener Zeit gekommen wären, würde er uns den Fang wahrscheinlich weggeschnappt haben, meinst Du nicht auch John?"

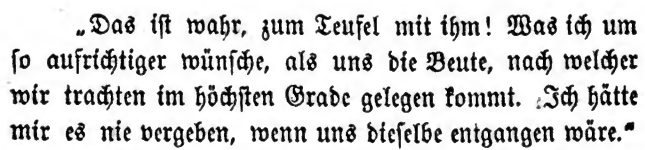
„Gewiß, das denke ich auch. Bei Gott, ich mußte herzlich darüber lachen, wie er sich unter dem Chicote-Hieben hin und her wand."

„Es war in der That ein herrliches Schauspiel, fürchtest Du aber nicht, daß er sich rächen könnte, denn die Mönche sind verteufelt nachtragend."

„Was sollten wir von einem solchen Wurm zu fürchten haben? Er wird es nimmermehr wagen uns unter die Augen zu treten."

„Gleichviel, es ist immer besser, ihm nicht zu trauen. Wir treiben, wie Du weißt ein etwas gefährliches Gewerbe und die Bestie könnte uns einen schlechten Streich spielen."

„Was fällt Dir ein, wir haben nur nach ehrlichem Kriegsbrauche gehandelt Du kannst glauben, daß uns der Mönch unter ähnlichen Umständen auch nicht geschont haben würde."



„Das ist wahr, zum Teufel mit ihm! Was ich um so aufrichtiger wünsche, als uns die Beute, nach welcher wir trachten im höchsten Grade gelegen kommt. Ich hätte mir es nie vergeben, wenn uns dieselbe entgangen wäre."

„Wollen wir hier im Hinterhalte lauern?"

„Es wird wohl das Sicherste sein. Es ist immer noch Zeit zu unseren Kameraden zu gehen, wenn wir den Vortrab der Recua in die Ebene haben einbiegen sehen, überdieß sind wir ja hierher bestellt."

„Das ist wahr, daran dachte ich nicht."

„Und wie das Sprüchwort sagt: Wenn man vom Wolfe spricht — denn dort kommt unser Mann."

Die Jäger sprangen rasch auf, griffen nach ihren Waffen und schlüpften hinter einen Felsen, um auf alle Fälle vorbereitet zu sein.

Man hörte den Hufschlag eines Pferdes, welches rasch näher kam und bald sprengte ein Reiter aus der Bergschlucht heraus, spornte sein Pferd an und hielt plötzlich fest und stolz zwei Schritte vor den Jägern inne.

Letztere traten aus ihrem Versteck und gingen mit vorgestrecktem, rechten Arme und geöffneter Hand zum Zeichen des Friedens zu ihm hin.

Der Reiter, welcher niemand anders, als ein indianischer Krieger war, ließ als Entgegnung auf die friedfertige Annäherung der Jäger seinen Bisammantel flattern, stieg dann vom Pferde und ging ohne weitere Umstände zu den Jägern, um ihnen freundschaftlich die Hand zu drücken.

„Willkommen Häuptling," sagte John, „wir erwarteten Euch mit Ungeduld.„

„Wollen meine bleichen Brüder einen Blick auf die Sonne werfen, so werden sie sehen, daß der Blaue Fuchs pünktlich ist:"

„Das ist wahr, Häuptling, dagegen ist nichts zu sagen, Ihr seid von einer bewunderungswerthen Pünktlichkeit."

„Die Zeit wartet auf Niemand und Krieger sind keine Weiber. Der Blaue Fuchs möchte sich mit seinen bleichen Brüdern berathen."

„Es sei," entgegnete John, „wir wollen, wie Ihr richtig bemerkt, mit einander unterhandeln; ich möchte sobald wie möglich zu einer vollkommenen Verständigung mit Euch kommen."

Der Indianer grüßte den Jäger feierlich, kauerte auf dem Boden nieder, zündete sein Calumet an und fing bedächtig an zu rauchen. Die Jäger nahmen neben ihm Platz und blieben so lange der Tabak in ihren Pfeifen glimmte, stumm.

Endlich schüttelte der Häuptling seinen Pfeifenkopf auf dem Nagel des Daumens aus, und schickte sich an zu reden.

Im selben Augenblicke knallte ein Schuß, eine Kugel pfiff heran und traf einen, unmittelbar über dem Kopfe des Häuptlings befindlichen Ast.

Die drei Männer sprangen auf ihre Füße, griffen zu ihren Waffen und hielten sich bereit, dem Feinde, der sie so unvermuthet angriff, hartnäckigen Widerstand zu leisten.

Siebentes Kapitel.

Ruhig.

Am Abend des Tages, an welchem unsere Erzählung beginnt, saßen zwei Männer ungefähr auf der Mitte des Weges zwischen der Venta del Potrero und der Hacienda del Mezquite, nämlich von beiden Orten ziemlich vierzig Meilen entfernt, am Ufer eines kleinen unbekannten Flusses und unterhielten sich, während sie ihre Abendmahlzeit, welche aus Pennekan und etlichen gekochten Camoten bestand, mit einander verzehrten.

Die beiden Männer waren Ruhig, der Canadier und sein Freund, der Neger Quoniam.

Ohngefähr funfzig Schritt von ihnen entfernt stand ein etwa zwei Monate altes Fohlen in einem Dickicht von Epheu und Gestrüpp an einen riesenhaften Catulpa gebunden.

Nachdem sich das arme Thier vergebens angestrengt, die Fesseln zu zerreißen, die es zurückhielten, streckte es sich, da es die Erfolglosigkeit seiner Bemühungen erkannte, niedergeschlagen zu Boden.

Die beiden Männer, welche wir zu Ende unseres

Prologes jung verlassen, hatten jetzt den Höhepunkt des Lebens überschritten. Obwohl das Alter ihren nervigen Gliedern nicht viel anhaben konnte, zeigten sich doch in den Locken des Jägers einzelne Silberfäden und frühzeitige Runzeln durchfurchten bereits sein gebräuntes und verwittertes Gesicht.

Abgesehen von jenen leichten Merkzeichen, welche ein reiferes Alter verriethen, zeigte sich keine Abnahme der Kräfte bei dem Canadier. Im Gegentheil, sein Blick war noch ebenso feurig, seine Haltung so aufrecht und seine Glieder so kräftig, wie früher.

An dem Neger war hingegen keine Veränderung wahrzunehmen und er sah noch ebenso jung aus, wie früher, hatte aber ziemlich bedeutend zugenommen und war jetzt nicht mehr schlank, sondern fett, obwohl er von seiner außerordentlichen Behendigkeit nichts verloren hatte.

Die Stelle, wo die beiden Waldläufer lagerten, war ohne Frage eine der malerischsten der ganzen Praerie.

Der Nachtwind hatte den Himmel rein gefegt, dessen dunkelblaue Kuppel gegenwärtig von unzähligen Sternen erglänzte, in deren Mitte sich das Kreuz des Südens auszeichnete. Der Mond strömte sein bläuliches Licht über die Gegend aus und verlieh allen Gegenständen ein malerisches Aussehen, während die Nacht jene weiche Durchsichtigkeit hatte, die einer dämmernden Beleuchtung eigen ist. Bei jeder Bewegung des Windes

im Laube fiel ein leiser Regen rieselnd von den Bäumen auf den Rasen.

Der Fluß strömte ruhig zwischen seinen bewaldeten Ufern dahin, erglänzte weithin wie ein silbernes Band durch die Ebene und spiegelte das zitternde Bild des Mondes, der schon zwei Drittheile seines Laufes zurückgelegt hatte in seinen klaren Fluthen wieder.

In der Wildniß herrschte so tiefe Stille, daß man das Fallen der dürren Blätter vernehmen konnte, oder die Schlangen vorüberhuschen hörte.

Die beiden Jäger unterhielten sich flüsternd; seltsamer Weise hatten jene Männer, welche mit dem Leben in den Wäldern so vertraut waren, ihr Lager nicht, wie man es sonst zu thun pflegt, auf einer Anhöhe, sondern am Rande eines Abhanges errichtet, der sanft zum Flusse hinunterführte und in dessen feuchtem Boden verschiedene, mehr, als verdächtige Spuren eingeprägt waren, die größtentheils von den großen fleischfressenden Raubthieren herrührten.

Trotz der ziemlich kühlen Nachtluft und des starken Thaues, der sie durchnäßte, hatten die Jäger kein Feuer angezündet. Sie würden allerdings die wohlthätige Wärme der Flamme angenehm empfunden haben, denn besonders der Neger, dessen mehr als leichte Kleidung aus Beinkleidern, die ihm nur bis an's Knie reichten, und einem sehr durchlöcherten Zarapee bestand, klapperte förmlich vor Frost.

Ruhig trug die wärmere Kleidung der mexikanischen

Campesino's und schien die Kälte keineswegs zu empfinden. Er hielt seinen Rifle zwischen den Knieen fest, während sein scharfer Blick die Dunkelheit durchdrang und er auf die leisen Laute horchte, welche nur seinem geübten Ohre vernehmbar waren, wobei er mit dem Neger sprach; ohne sich herbeizulassen, weder die jämmerliche Miene, noch das Zähneklappern desselben zu bemerken.

„Du hast also die Chica (die Kleine) heute nicht gesehen, Quoniam?"

„Nein, nein, ich habe sie seit zwei Tagen nicht gesehen," entgegnete Quoniam.

Der Canadier seufzete.

„Ich hätte hingehen sollen," sagte er, „denn das Kind ist sehr verlassen dort unten, besonders jetzt, wo der Krieg in jener Richtung entbrannt ist und die Gegend von Abenteurern und Grenzstreifern wimmelt."

„Ach, Carmela hat Kopf und Muth und wird sich zu wehren wissen, wenn man sie beleidigen sollte."

„Donnerwetter!" rief der Canadier aus, indem er seine Büchse krampfhaft umfaßte, „wenn es einer jener Malvado's wagen sollte, ihr zu nahe zu treten . . ."

„Quäle Dich doch nicht unnöthiger Weise, Ruhig, weißt Du doch recht gut, daß die kleine Zauberin Vertheidiger genug haben würde, wenn sich jemand unterstände, sie beleidigen zu wollen; Lanzi verläßt sie übrigens keinen Augenblick, und Du weißt ja, wie zuverlässig er ist."

„Ja," murmelte der Jäger, „Lanzi ist aber eben auch nur ein Mensch."

„Du bist mit Deinen Befürchtungen wirklich schrecklich, besonders da gar kein Grund dazu vorhanden ist."

„Ich liebe das Kind, Quoniam."

„Ich liebe sie auch, das ist bei Gott, keine Kunst. Weißt Du was, wenn wir den Jaguar erlegt haben, gehen wir direct nach dem Potrero. Bist Du das zufrieden?"

„Es ist weit von hier."

„Wir gehen es höchstens in drei Stunden, aber weißt Du auch Ruhig, daß es verwünscht kalt ist und ich buchstäblich im Begriffe bin, zu erfrieren? Sag mir nur, was das verwünschte Thier treibt und warum es hier und da herumstöbert, statt geraden Wegs hierher zu kommen."

„Um sich tödten zu lassen; nicht wahr?" sagte Ruhig lächelnd. „Nun vielleicht ahnt es, was ihm bevorsteht."

„Das ist möglich, die verteufelten Bestien sind so schlau. Höre, jetzt wiehert unser Fohlen, gewiß hat es etwas gewittert."

Der Canadier drehte sich um.

„Nein, noch nicht," sagte er.

„Dann dauert die Geschichte die ganze Nacht," brummte der Neger unmuthig.

„Du bleibst immer der alte Quoniam, stets starr-

köpfig und ungeduldig! Was ich Dir auch sage, beharrst Du dabei, mich nicht verstehen zu wollen. Wie oft habe ich Dir gesagt, daß der Jaguar eines der listigsten Thiere wäre, die es überhaupt giebt! Obwohl wir uns windwärts gestellt haben, hat er uns doch offenbar gewittert. Er schleicht verstohlen um uns herum und scheut sich uns zu nahe zu kommen; wie Du sagst, er streift scheinbar zwecklos hie und da umher."

„Glaubst Du, daß er es noch lange so treiben wird?"

„Nein, weil er jetzt anfangen wird, Durst zu verspüren; drei Empfindungen streiten sich jetzt in ihm, der Hunger, der Durst und die Furcht. Sei versichert, daß die Furcht am schwächsten ist, daß ist nur eine Frage der Zeit."

„Das merke ich; es sind bereits nahe an vier Stunden her, seitdem wir hier auf der Lauer liegen."

„Nur Geduld, das Schlimmste ist überstanden, und bald werden wir die Nähe des Thieres bemerken."

„Das gebe Gott, denn ich sterbe vor Kälte. Ist das Thier wenigstens groß?"

„Ja die Fährte ist breit; ich müßte mich aber sehr irren; wenn es nicht einen Gefährten hätte, denn es ist fast unmöglich, daß ein einziger Jaguar so arge Verwüstungen anrichten kann."

„Glaubst Du wirklich?"

„Ich möchte darauf wetten; denn Don Hilario versichert mich, daß wenigstens zehn Stück Vieh von der Heerde fehlen."

„Wenn das der Fall ist," sagte Quoniam und rieb sich vergnügt die Hände, „werden wir allerdings eine schöne Jagd haben, denn offenbar sind auch Junge da."

„Das denke ich auch, denn wenn sie keine Jungen hätten, würden sie sich nicht so nahe an die Hacienda's wagen."

In dem Augenblicke tönte ein dumpfes Geheul, was eine entfernte Aehnlichkeit mit dem gedehnten Miauen der Katze hatte, dnrch die Stille der Nacht.

„Das ist das erste Kriegsgeschrei, sagte Quoniam."

„Der Tiger ist noch sehr entfernt."

„Ach er wird bald näher kommen."

„Noch nicht; jetzt hat er es nicht auf uns abgesehen."

„Auf wen denn?"

„Höre nur!"

Ein Geheul gleich dem ersten, welches aber aus entgegengesetzter Richtung kam, ließ sich jetzt in geringer Entfernung hören.

„Dachte ich's doch, daß es ein Pärchen wäre, sagte der Canadier gelassen."

„Ich habe es nicht bezweifelt. Wenn Du nicht die Gewohnheiten der Tiger kennen solltest, wüßte ich nicht, wer sonst darauf Anspruch machen dürfte?"

Das arme Fohlen war wieder aufgestanden; es zitterte an allen Gliedern; vor Schrecken starr, verbarg es den Kopf zwischen seinen Vorderbeinen, stemmte sich fest auf den Boden und stieß von Zeit zu Zeit kurze, klägliche Laute aus.

„Höre," sagte Quoniam, „das arme unschuldige Thier begreift, daß es verloren ist."

„Das hoffe ich nicht."

„Der Jaguar wird es erwürgen."

„Ja, wenn wir ihn nicht vorher tödten."

„Freilich!" sagte der Neger, „und ich kann aufrichtig bekennen, daß ich mich sehr freuen würde, wenn wir das unglückliche Fohlen retten könnten."

„Das werden wir," sagte der Jäger, „ich habe es für Carmela bestimmt."

„Warum hast Du es aber mit hergebracht, wenn das Deine Absicht ist?"

„Um es an den Anblick des Tigers zu gewöhnen."

„Der Einfall ist wahrlich gut. Da brauche ich wohl nach jener Seite nicht mehr Achtung zu geben?"

„Nein, Du hast Dich nur um den Jaguar zu kümmern, der zu Deiner Rechten herauskommen wird, für den anderen stehe ich."

„Abgemacht."

Im selben Augenblicke ertönten zwei lautere Schreie fast zu gleicher Zeit.

„Er durstet," bemerkte Ruhig. „Er fängt an zornig zu werden und nähert sich."

„Gut, müssen wir uns bereit halten?"

„Warte noch, unsere Feinde zaudern. Sie haben noch nicht den Grad von Wuth erreicht, der sie alle Vorsicht vergessen läßt."

Der Neger, der aufgestanden war, setzte sich voll Ergebung wieder hin.

Es vergingen einige Minuten. Zuweilen strich der Nachtwind heulend an den Jägern vorüber, wehte unbestimmte Laute aus dem Walde herüber und verlor sich wie ein Seufzer.

Die Jäger standen ruhig und regungslos den Blick in die Ferne gerichtet und lauschten, während sie ihre Waffen schußfertig hielten, auf die geheimnißvollen Laute der Wildniß und hielten sich bereit, dem jetzt noch unsichtbaren Feinde, der aber bald nahen mußte, auf den ersten Wink entgegenzutreten.

Plötzlich fuhr der Canadier auf und neigte sich rasch zur Erde.

„Höre," sagte er, indem er sich mit erschrockener Miene wieder aufrichtete, „im Walde muß etwas Besonderes vor sich gehen."

Das Gebrüll des Tigers ließ sich wie ein Donnerschlag vernehmen.

Ein entsetzlicher Schrei beantwortete es, worauf man die eiligen Hufschläge eines Pferdes vernahm, das mit schwindelnder Eile herbeikam.

„Hurtig, hurtig!" rief Ruhig seinem Gefährten zu, „es schwebt Jemand in Lebensgefahr und wird von den Tigern verfolgt."

Die beiden Jäger eilten entschlossen nach der Richtung davon von welcher das Gebrüll des Tigers kam.

Der ganze Wald schien zu erbeben und aus den

unerforschlichen Tiefen desselben drangen die seltsamsten Laute, welche bald wie spöttisches Gelächter, bald wie Angstgeschrei klangen.

Das dumpfe Gebrüll der Jaguare ertönte ohne Unterbrechung. Die Hufschläge, welche die Jäger anfangs vernommen, schienen sich nicht nur vermehrt zu haben, sondern kamen aus entgegengesetzten Richtungen.

Die Jäger eilten athemlos in gerader Richtung weiter und sprangen mit schwindelnder Geschwindigkeit über Schluchten und Felsenspalten. Die Angst, welche sie für die Unbekannten empfanden, denen sie beispringen wollten, schien ihnen Flügel zu verleihen.

Plötzlich ertönte ein durchdringenderer und verzweifelnderer Schrei, als der erste, in ihrer Nähe.

„Ach!“ rief Ruhig von einer Art Schwindel erfaßt aus, „sie ist es! Es ist Carmela!“

Hierauf eilte er mit weiten Sätzen vorwärts, gefolgt von Quoniam, der ihn während des schwindelnden Laufes keinen Fuß breit verlassen hatte.

Plötzlich trat eine tiefe Todtenstille in der Wildniß ein, jeder Laut war, wie auf einen Zauberschlag verstummt und nur die lauten Athemzüge der Jäger, die noch immer liefen, ließen sich vernehmen.

Ein wüthendes Tigergebrüll ertönte, im angrenzenden Dickicht hörte man Aeste knicken und eine umfangreiche Masse flog von der Höhe eines Baumes über den Kopf des Canadiers und verschwand.

Im selben Augenblicke leuchtete ein Blitz durch

das Dunkel und ein Schuß knallte, gefolgt von einem Geheul des Schreckens und Schmerzes.

„Muth, Rina, Muth!“ sagte eine tiefe männliche Stimme in geringer Entfernung, „Sie sind gerettet!“

Die Jäger beschleunigten mit verzweifelter Anstrengung die fast unglaubliche Geschwindigkeit ihres Laufes und betraten endlich den Schauplatz des Kampfes

Ein ebenso seltsamer, als erschütternder Anblick bot sich ihren entsetzten Blicken.

In einer ziemlich schmalen Lichtung lag neben einem halb zerrissenen Pferde, das sich in den letzten Todeszuckungen wand, eine Frau ohnmächtig am Boden.

Jene Frau lag regungslos und schien todt zu sein.

Zwei junge, wie Katzen zusammengekauerte Tiger hefteten ihre blitzenden Augen auf sie und schienen im Begriffe zu sein, sie anzufallen. In einer Entfernung von wenigen Schritten wälzte sich ein verwundeter Tiger laut röchelnd am Boden und suchte einen Mann anzufallen, der ein Knie auf den Boden stemmte, den linken Arm, um welchen er sein Zarapee in dichten Falten gewickelt hatte, vorstreckte und ein starkes Machete in der Rechten haltend, den Angriff entschlossen erwartete.

Hinter jenem Manne stand ein Pferd mit vorgestrecktem Halse, dampfenden Nüstern, zurückgelegten Ohren, mit fest auf den Boden gestemmten Beinen und zitterte vor Entsetzen.

Ein zweiter Tiger kauerte auf dem Hauptaste eines Lärchenbaumes und funkelte den abgesetzten Reiter mit

glühenden Blicken an, indem er mit dem gewaltigen Schweife hin und her wedelte und dumpf miaute.

Was wir in so vielen Worten geschildert haben, sahen die Jäger auf einen Blick; die kecken Abenteurer theilten sich mit blitzschneller Geberde und bewunderungswürdiger Selbstverläugnung ihre Rollen zu.

Während Quoniam auf die beiden jungen Tiger zueilte, sie beim Halse packte und ihnen die Schädel gegen einen Felsen zerschmetterte, zielte Ruhig auf die Tigerin und streckte sie in dem Augenblicke zu Boden, wo sie über den Reiter herfallen wollte; hierauf wandte er sich mit unglaublicher Behendigkeit um, schlug den zweiten Tiger mit dem Kolben auf den Kopf, bis er todt vor seine Füße rollte.

„So!“ sagte der Jäger mit stolzem Bewußtsein, indem er seinen Rifle auf den Boden legte und sich den kalten Schweiß von der Stirne wischte.

„Sie lebt,“ rief Quoniam seinem Freunde zu, dessen innere Angst er errathen hatte, „sie ist nur vor Schrecken ohnmächtig geworden, sonst aber unversehrt.“

Der Jäger entblößte langsam sein Haupt, blickte gen Himmel und sagte in dankbarem Tone:

„Ich danke Dir, mein Gott!“

Der Reiter, welchen Ruhig so wunderbar gerettet hatte, trat jetzt zu ihm und sagte, indem er ihm die Hand reichte:

„Das nächste Mal ist die Reihe an mir.“

„Ich bin im Gegentheil Euer Schuldner,“ ant-

wortete der Jäger bieder; „ohne Eure bewunderungswürdige Selbstverläugnung würde ich zu spät gekommen sein."

„Ich habe nichts weiter gethan, als was jeder Andere an meiner Stelle gethan haben würde."

„Das wissen wir nicht. Euer Name, Bruder?"

„Treuherz. Der Eurige?"

„Ruhig. Zwischen uns gilt es jetzt auf Tod und Leben."

„Ich schlage ein, Bruder. Jetzt müssen wir aber an das arme, junge Mädchen denken."

Die beiden Männer drückten sich ein letztes Mal die Hand und traten zu Carmela, welcher Quoniam die größte Sorgfalt widmete, ohne im Stande zu sein, sie aus ihrer tiefen Ohnmacht zu reißen.

Während Ruhig und Treuherz die Stelle Quoniam's bei dem jungen Mädchen vertraten, war Letzterer bemüht, dürres Holz zusammen zu lesen, um ein Feuer anzuzünden.

Nach wenigen Augenblicken öffnete Carmela halb die Augen und bald war sie so weit hergestellt, um ihre Gegenwart im Walde erklären zu können, da man sie doch in der Venta del Potrero ruhig schlafend vermuthet hatte.

Wir wollen die Erzählung des jungen Mädchens, welche wegen der Schwäche desselben und der heftigen Gemüthsbewegung, die sich ihrer bemächtigt hatte, lange Zeit in Anspruch nahm, dem Leser in folgendem Kapitel in Kürze mittheilen.

Achtes Kapitel

Lanzi.

Carmela verfolgte den ungleichen Lauf des Jaguar's durch die Ebene lange Zeit mit ängstlichen Blicken; als er endlich in einem Gehölze peruanischer Palmen verschwand, senkte sie traurig den Kopf und kehrte langsam und gedankenvoll in die Venta zurück.

„Er haßt ihn," murmelte sie leise und mit bewegter Stimme, „er haßt ihn, wird er ihn retten wollen?"

Sie sank auf einen Equipal und blieb eine Zeit lang in tiefen Gedanken sitzen.

Endlich richtete sie den Kopf in die Höhe. Eine fieberhafte Röthe überflog ihre Wangen und ihre sanften Blicke schleuderten Blitze.

„Ich werde ihn retten," rief sie plötzlich fest entschlossen aus.

Nachdem sie jene Worte gesprochen, stand sie auf, schritt hastig durch das Zimmer und öffnete die Thüre zum Korral.

„Lanzi!“ rief sie.

„Nina,“ antwortete der Gerufene der eben damit beschäftigt war, zwei werthvolle Pferde, die dem jungen Mädchen gehörten, mit Futter zu versehen.

„Kommt!“

„Hier bin ich; ich stehe den Augenblick zu Diensten.“

In der That erschien er nach kaum fünf Minuten auf der Schwelle der Thür.

„Was wünscht Ihr, Sennorita?“ fragte in jenem ruhig dienstfertigen Tone, der denjenigen Dienern eigen ist, die von ihrer Herrschaft verwöhnt werden, „ich habe in dem Augenblicke zu thun.“

„Das kann schon sein, mein guter Lanzi,“ antwortete sie freundlich, „was ich aber von Euch verlange, leidet keinen Aufschub.“

„Oho!“ sagte er etwas verwundert, „was giebt es denn?“

„Nichts besonderes, mein Freund. In der Venta befindet sich alles in der gewohnten Ordnung, ich möchte Euch aber um einen Dienst bitten.“

„Einen Dienst von mir?“

„Ja.“

„Redet, Sennorita, Ihr wißt ja, wie treu ich Euch ergeben bin.“

„Es ist bereits spät und kaum noch anzunehmen, daß jetzt noch ein Reisender in der Venta einkehren wird.“

Der Diener blickte auf und berechnete im Stillen den Lauf der Sonne.

„Ich glaube schwerlich, daß heute noch Reisende herkommen werden," sagte er endlich, „es ist beinahe vier Uhr, indessen ist es nicht unmöglich."

„Wir haben keinen Grund es anzunehmen."

„Das ist allerdings wahr, Sennorita."

„Nun dann möchte ich, daß Ihr die Venta schlößt."

„Ich soll die Venta schließen, warum das?"

„Das will ich Euch sagen."

„Ist es wirklich sehr dringend?"

„Allerdings."

„Nun dann redet, Nina, ich bin ganz Ohr."

Das junge Mädchen blickte den Halbindianer lange und forschend an, stützte sich dann anmuthig auf den Tisch und sagte in nachlässigem Tone:

„Ich bin besorgt, Lanzi."

„Besorgt," sagte er, „warum denn?"

„Ueber die lange Abwesenheit meines Vaters."

„Er ist ja vor kaum vier Tagen hier gewesen."

„Er hat mich aber nie so lange allein gelassen."

„Doch, doch," sagte der Diener und kratzte sich verlegen den Kopf.

„Kurz," fiel sie ihm entschlossen in's Wort, „ich bin besorgt um meinen Vater und will ihn sehen; Ihr werdet also die Venta schließen, die Pferde satteln und mich nach der Hacienda del Mezquite begleiten; es ist nicht weit bis dahin und in vier bis fünf Stunden können wir wieder da sein."

„Es ist aber schon sehr spät."

„Um so mehr müssen wir uns beeilen."

„Ja, aber . . ."

„Ich will keine Einwände hören, thut was ich Euch befehle, ich will es so."

Der Diener senkte stumm den Kopf, denn er wußte, daß vor einer solchen Sprache seiner Herrin nichts übrig bleibe, als zu gehorchen.

Das junge Mädchen kam auf ihn zu, legte ihre zarte, weiße Hand auf die Schulter des Halbindianers, neigte ihr blühendes, frisches Gesicht zu ihm und fügte mit einem holden Lächeln, das ihn erbeben machte, hinzu:

„Seid mir wegen des Einfalles nicht böse, mein guter Lanzi, denn ich fühle mich unglücklich."

„Ich sollte böse auf Euch sein, Nina," antwortete der Diener mit einem bedeutsamen Achselzucken; „Ihr wißt ja, daß ich für Euch durch's Feuer gehen würde, um so eher könnt Ihr denken, daß ich bereit bin, jedem Eurer Einfälle nachzukommen."

Er fing hierauf schleunigst an, die Thüren und Fenster der Venta sorgfältig zu verrammeln, ging dann nach dem Korral zurück und sattelte die Pferde, während Carmela von einer fieberhaften Unruhe erfaßt, sich für die beabsichtigte Reise umkleidete, denn sie hatte den alten Diener getäuscht und wollte keineswegs zu Ruhig gehen.

Gott hätte aber beschlossen, daß der Plan, welchen sie in ihrem eigenwilligen blonden Köpfchen entworfen hatte, nicht gelingen solle.

In dem Augenblicke, wo sie mit ihrem Anzuge fertig und bereit war, auf's Pferd zu steigen, erschien Lanzi mit vor Schrecken entstellten Zügen in der Thüre des Korral.

Carmela eilte lebhaft auf ihn zu, weil sie nicht anders glaubte, als daß er sich verletzt habe.

„Was fehlt Euch?" fragte sie theilnehmend.

„Wir sind verloren!" antwortete er in dumpfem Tone, indem er bestürzte Blicke um sich warf.

„Wie so, verloren!" entgegnete sie und wurde todtenblaß, „was wollt Ihr damit sagen, Freund?"

Der Diener legte den Finger an den Mund, um sie zum Schweigen zu ermahnen, winkte ihr, ihm zu folgen und stahl sich geräuschlos wieder in den Korral.

Carmela folgte ihm.

Der Korral war durch einen ohngefähr zwei Meter hohen Bretterverschlag eingeschlossen. Lanzi trat an eine Stelle, wo eine ziemlich breite Spalte gestattete, die Gegend zu überblicken.

„Sehet!" sagte er, indem er auf die Spalte deutete.

Das junge Mädchen gehorchte und drückte ihr Gesicht gegen die Bretter.

Die Nacht fing bereits an, herein zu brechen und immer tiefere Schatten breiteten sich über die Gegend. Die Dunkelheit war aber noch nicht undurchdringlich genug, um Carmela zu verhindern in einer Entfernung von etlichen hundert Meter eine starke Reitertruppe zu

unterscheiden, die mit verhängtem Zügel auf die Venta zukam.

Das junge Mädchen sah auf den ersten Blick, daß jene Reiter Indios=Bravos waren.

Die Truppe war über fünfzig Mann stark, sämmtliche Krieger trugen ihre volle Kriegskleidung und schwangen, über den Hals ihrer Pferde gebogen, welche fast ebenso unbändig schienen, als ihre Reiter, ihre langen Lanzen kampflustig in der Luft.

„Es sind Apachen!“ rief Carmela aus, indem sie entsetzt zurück trat. „Wie kommt es, daß sie bis hierher haben gelangen können, ohne daß wir Kunde von ihrer Nähe erhalten hätten?“

Der Diener schüttelte traurig den Kopf.

„In wenigen Minuten werden sie hier sein,“ sagte er, „was ist da zu thun?“

„Wir müssen uns vertheidigen!“ rief das junge Mädchen entschlossen aus; „wie es scheint, haben sie keine Schießgewehre, hinter dem Schutze unserer Mauern können wir uns leicht halten bis zum Anbruche des Tages.“

„Und was dann?“ fragte Lanzi mit zweifelnder Miene.

„Dann,“ fuhr sie begeistert fort, „wird uns Gott zu Hülfe kommen.“

„Amen,“ antwortete der Diener, der an die Möglichkeit eines solchen Wunders weniger Glauben hatte, wie je.

„Beeilt Euch, sämmtliche Schießgewehre, welche das Haus enthält, in das Gastzimmer zu schaffen, vielleicht werden die Heiden weichen, wenn sie sich so warm empfangen sehen; wer weiß übrigens, ob sie uns angreifen werden?“

„Die Schurken sind durchtrieben und wissen sehr gut, wie viel Bewohner das Haus in sich faßt; verlaßt Euch nicht darauf, daß sie eher abziehen werden, bis sie sich desselben bemächtigt haben.“

„Wohlan!“ rief sie entschlossen aus, „so geschehe denn, was Gott will; wir wollen wacker mit den Waffen in der Hand sterben und uns nicht feige von den elenden herz= und erbarmungslosen Feinden fangen und in die Sklaverei schleppen lassen.“

„So sei es denn,“ antwortete der Diener, der sich von den begeisterten Worten seiner Herrin angespornt fühlte; „zum Kampfe, denn Ihr wißt, Sennorita, daß mich der Kampf nicht schreckt; die Heiden mögen sich nur vorsehen, denn wenn sie nicht gehörig auf ihrer Hut sind, so könnte ich ihnen leicht einen Streich spielen, an den sie Zeit Lebens gedenken werden.“

Unsere beiden Helden ließen die Unterhaltung wenigstens vorläufig ruhen, indem sie mit den Vorbereitungen zur Vertheidigung vollauf zu thun hatten: sie trafen alle Maßregeln mit einer Schnelligkeit und Umsicht, welche verrieth, daß es nicht das erste Mal war, wo sie in so große Verlegenheit kamen.

Der Leser soll sich nicht zu sehr über den mann-

haften Heldenmuth verwundern, welchen Donna Carmela bei der Gelegenheit entwickelte. An den Grenzen, wo man den Ueberfällen der Indianer und der Herumstreifer aller Art fortwährend ausgesetzt ist, kämpfen die Frauen neben den Männern und verläugnen die Schwächen ihres Geschlechtes in so hohem Grade, daß sie mit dem Heldenmuthe kämpfen, wie ihre Brüder und Männer.

Carmela hatte sich nicht geirrt; es war wirklich eine Truppe Indios=Bravos, welche mit verhängtem Zügel herangesprengt kam. Bald hatten sie das Haus erreicht und umstellten es von allen Seiten.

Im Allgemeinen verfahren die Indianer bei ihren Streifzügen mit der äußersten Klugheit, zeigen sich nie offen, und rücken nur mit der größten Vorsicht heran. Dieses Mal konnte man leicht sehen, daß sie sich des Gelingens für versichert hielten und recht gut wußten, daß die Venta ohne Vertheidiger sei.

Ohngefähr zwanzig Meter vor dem Hause machten sie Halt, stiegen vom Pferde und schienen eine kurze Berathung zu halten.

Lanzi benutzte die kurze Frist, um sämmtliche Waffen, die das Haus enthielt, welche aus ohngefähr zehn Büchsen bestanden, auf dem Tische aufzuhäufen.

Obwohl Thüren und Fenster mit festen Läden dicht verschlossen waren, konnte man durch die hie und da angebrachten Luftlöcher die Bewegungen des Feindes genau beobachten.

Carmela griff nach einer Büchse und stellte sich

entschlossen vor die Thür, während Lanzi gedankenvoll ab und zu ging und die letzte Hand an irgend ein geheimnißvolles Werk zu legen schien.

„So," sagte er nach einer Weile, jetzt bin ich fertig. Legt Euer Gewehr nur ruhig wieder auf den Tisch, Sennorita, denn nicht durch Gewalt, sondern nur durch List können wir die Satane überwinden; laßt mich nur machen."

„Was habt Ihr für einen Plan?"

„Ihr werdet sehen, ich habe zwei Bretter vom Verschlage des Korrals durchgesägt; steigt auf's Pferd und sobald Ihr mich die Thüre öffnen hört, sprengt Ihr mit verhängtem Zügel davon."

„Aber Ihr?"

„Kümmert Euch nicht um mich, sondern spornt lieber Euer Pferd an."

„Ich will Euch aber nicht verlassen."

„Unsinn! Es handelt sich hier nicht um Thorheiten, ich bin alt und stehe bereits mit einem Fuße im Grabe, Euer Leben aber ist kostbar und muß erhalten werden; laßt mich nur machen, sage ich."

„Nein, erst müßt Ihr mir sagen . . ."

„Ich werde Euch nichts sagen. Ruhig trefft Ihr am Uebergange del Venado, kein Wort weiter!"

„Steht es so?" sagte sie, „gut, so schwöre ich, daß ich nicht von der Stelle gehe, was auch geschehen mag."

„Ihr seid von Sinnen; habe ich Euch nicht ge-

sagt, daß ich den Indianern einen schlimmen Streich spielen wolle?"

„Jawohl!"

„Also, Ihr werdet schon sehen. Da ich indessen eine Unbesonnenheit von Euch fürchte, wünsche ich, daß Ihr immer voraus eilt, das ist Alles."

„Ist das wahr?"

„Gewiß! Nach fünf Minuten bin ich wieder bei Euch."

„Versprecht Ihr es mir?"

„Meint Ihr etwa, ich werde mir ein Vergnügen daraus machen, hier zu bleiben?"

„Aber was wollt Ihr denn machen?"

„Hier kommen die Indianer, gehet und vergeßt nicht, eiligst davon zu sprengen und die Richtung nach dem Uebergange del Venado einzuschlagen, sobald ich die Thür öffne."

„Ja, ich rechne aber darauf . . ."

„Gehet, gehet," fiel er ihr heftig in's Wort, indem er sie nach dem Korral drängte, „das ist ja bereits abgemacht."

Das junge Mädchen gehorchte nur widerstrebend; in dem Augenblicke wurde aber heftig an die Läden geschlagen und Lanzi benutzte diese Demonstration der Indianer um die Thür des Korral zu schließen.

„Ich habe Ruhig geschworen, sie zu beschützen und komme, was da wolle, kann ich sie nicht anders retten als indem ich mein Leben für sie hingebe. Nun wohl,

ich werde sterben, will mir aber, capa de Dios ein glänzendes Leichenbegängniß bereiten."

Man schlug wiederholt gegen die Läden, dieses Mal aber mit solcher Heftigkeit, daß voraus zu sehen war, sie würden nicht lange widerstehen können.

„Wer ist da?" fragte der Diener in ruhigem Tone.

„Gente de paz," antwortete man von außen.

„Nun," sagte Lanzi, „man muß gestehen, daß Ihr für friedfertige Menschen eine seltsame Art habt, Euch anzumelden."

„Macht auf, macht auf!" riefen die Stimmen von Außen wieder.

„Das will ich schon thun, wer steht mir denn aber dafür, daß Ihr mir nichts thun wollt?"

„Macht auf, sonst sprengen wir die Thür."

Das Klopfen wurde immer heftiger.

„Oho," sagte der Diener, „Ihr versteht keinen Spaß, strengt Euch nicht länger an, ich öffne schon."

Das Klopfen hörte auf.

Lanzi nahm die Balken von der Thür und öffnete.

Die Indianer drangen mit Geheul und Freudengeschrei in das Haus.

Lanzi trat zur Seite, um ihnen Platz zu machen. Als er den Hufschlag eines Pferdes vernahm, konnte er sich eines Ausrufes der Freude nicht erwehren.

Die Indianer achteten nicht auf den Vorfall.

„Gebt zu trinken her!" schrien sie.

„Was wollt ihr haben?“ fragte der Mestize, um Zeit zu gewinnen.

„Feuerwasser!“ heulten die Indianer. Lanzi beeilte sich, sie zu bedienen. Das Trinkgelage fing an. Die Rothhäute hatten in der Ueberzeugung, daß sie von den Bewohnern der Venta nichts zu fürchten hätten, nicht für nöthig erachtet, Wachen auszustellen, sondern waren, sobald die Thür geöffnet wurde, in wilder Hast in's Innre gedrungen.

Jene Saumseligkeit, auf welche Lanzi gerechnet hatte, verschaffte Carmela Gelegenheit sich ungesehen und ungehindert zu entfernen.

Die Indianer, besonders die Apachen haben eine grenzenlose Leidenschaft für geistige Getränke, die Comanchen allein zeigen sich durch eine musterhafte Enthaltsamkeit aus. Bis jetzt haben sie sich vor der unheilvollen Trunksucht zu bewahren gewußt, welche ihre Landsleute entwürdigt und schwächt.

Lanzi folgte den Bewegungen der Rothhäute mit verstohlnen Blicken. Dieselben saßen an den Tischen umher, tranken in tiefen Zügen, und leerten die vor ihnen stehenden Botai um die Wette.

Schon fingen ihre Blicke an zu leuchten, und die Wangen zu glühen.

Sie überschrien sich alle zugleich, und wußten in ihrer Trunkenheit schon nicht mehr, was sie sagten.

Plötzlich fühlte Lanzi eine Hand auf seiner Schulter.

Er drehte sich um.

Ein Indianer stand ihm mit übereinandergeschlagnen Armen gegenüber.

„Was wollt Ihr?“ fragte er ihn.

„Der Blaue Fuchs ist ein Häuptling,“ antwortete der Indianer, „und er hat mit dem Bleichgesichte zu reden.“

„Ist der Blaue Fuchs mit meiner Aufnahme nicht zufrieden, oder haben sich seine Begleiter beschwert?“

„Das ist es nicht, die Krieger trinken, der Häuptling verlangt etwas Anderes.“

„So,“ antwortete Lanzi, „das thut mir leid, denn ich habe Alles gegeben was da war.“

„Nein,“ antwortete der Indianer kurz;

„Wie so. Nein?“

„Wo ist das Mädchen mit dem goldenen Haar?“

„Ich verstehe Euch nicht, Häuptling,“ sagte der Diener; obwohl er ihn nur zu gut verstand.

Der Indianer lächelte.

„Das Bleichgesicht betrachte den blauen Fuchs genau,“ sagte er, „so wird er sehen, daß er einen Häuptling vor sich hat, und kein Kind; welches man mit Lügen abfindet. Was ist aus dem Mädchen mit dem goldenen Haare geworden; welches mit meinem Bruder hier wohnt?“

„Das Mädchen, welches Ihr meint, wenn es nämlich dasjenige ist, dem das Haus hier gehört, von der Ihr redet . . .“

„Ja!“

„Nun wohl, sie ist nicht mehr hier."

Der Häuptling warf ihm einen durchdringenden Blick zu.

„Das Bleichgesicht lügt," sagte er.

„Sucht selbst."

„Sie war vor einer Stunde noch hier."

„Mag sein."

„Sucht."

„Das Bleichgesicht ist ein Hund, und ich werde ihm seinen Scalp nehmen."

„Wohl bekomms," antwortete der Diener hohnlachend.

Unglücklicher Weise ließ sich Lanzi bei diesen Worten verleiten, einen triumphirenden Blick nach dem Korral zu werfen; der Häuptling fing den Blick auf, eilte nach dem Korral, öffnete die Thüre desselben, und stieß einen Schrei der Entrüstung aus, als er die Lücke in dem Verschlage sah; die Wahrheit wurde ihm augenblicklich klar.

„Hund!" rief er aus und ergriff hierauf das in seinem Gürtel steckende Scalpirmesser und schleuderte es voll Wuth auf seinen Feind.

Dieser aber beobachtete ihn und wich der Waffe aus, welche etliche Zoll über seinem Kopfe in die Wand schlug

Lanzi richtete sich auf, sprang über den Schenktisch und stürzte sich auf den Blauen Fuchs.

Die Indianer standen lärmend auf, griffen nach ihren Waffen und eilten, wie Raubthiere der Spur Lanzi's nach.

Sobald Letzterer die Schwelle der Thür des Korral

erreicht hatte, drehte er sich um, feuerte seine Pistolen auf die Menge ab, schwang sich auf sein Pferd, drückte ihm die Sporen in die Seiten und übersprang mit demselben die Lücke des Verschlages.

Im selben Augenblicke erhob sich hinter ihm ein furchtbarer Lärm, die Erde erbebte und eine wirre Masse von Steinen, Balken und Trümmern aller Art umflog den Reiter und sein entsetztes Pferd.

Die Venta del Potrero war eben in die Luft geflogen und hatte die Apachen, welche das Haus besetzt hielten, unter ihren Trümmern begraben.

Das war nämlich der Streich, welchen Lanzi den Indianern zu spielen beschlossen hatte.

Man wird jetzt begreifen, warum er so hartnäckig darauf bestanden hatte, daß sich Carmela schleunigst entfernen solle.

In Folge eines besonderen Glückszufalles war weder der Halbindianer, noch sein Pferd verletzt worden. Der Mustang flog, den Dampf von sich blasend, durch die Prairie, als ob er beflügelt wäre, denn sein Reiter trieb es fortwährend mit Worten und Geberden an, weil er glaubte den Hufschlag eines zweiten Pferdes, welches ihn zu verfolgen schien, in geringer Entfernung hinter sich zu hören.

Unglücklicher Weise war die Nacht sehr finster und es war ihm unmöglich, sich zu überzeugen, ob er recht gehört habe.

Neuntes Kapitel.

Die Jagd.

Der Leser wird wahrscheinlich das von Lanzi angewendete Mittel etwas stark finden und meinen, daß er nur in der höchsten Noth zu demselben hätte greifen sollen.

Die Rechtfertigung des Dieners ist eben so einfach, als leicht zu geben: Sobald die Indios-Bravos den Fuß auf mexikanisches Gebiet setzen, überlassen sie sich schonungslos allen Grausamkeiten gegen die unglücklichen Weißen, welche in ihre Hände fallen und für welche sie einen unauslöschlichen Haß an den Tag legen.

Die Lage Lanzi's, der sich allein und schutzlos an einem abgelegenen Orte befand und in der Gewalt von fünfzig jener gewissenlosen Satane sah, war höchst bedenklich, und zwar um so mehr, als die Apachen, sobald sie dem Einfluße der geistigen Getränke unterlegen wären, deren Genuß sie stets in eine Art Tollwuth versetzt, keine Grenzen mehr gekannt hätten. Ihr blutdürstiger Sinn würde die Oberhand gewonnen

und sie zu Grausamkeiten angespornt haben, welche um so weniger zu entschuldigen sind, als sie dieselben nur zu dem Zwecke begehen, einem Feinde ihres Volkes Leiden zu bereiten.

Lanzi hatte überdieß noch einen triftigeren Grund, keine Schonung gelten zu lassen; er hatte nämlich Ruhig feierlich gelobt, selbst mit Gefahr seines eignen Lebens für die Sicherheit Carmela's zu sorgen, er mußte sie daher unbedingt und um jeden Preis retten.

In gegenwärtigem Falle wußte er, daß Leben oder Tod nur von der Laune der Indianer abhänge, er durfte daher keine Schonung kennen.

Lanzi war ein kaltblütiger, praktischer und bedächtiger Mann, der keinen Entschluß faßte, ohne die möglichen Aussichten des Gelingens oder Mißlingens genau erwogen zu haben. In gegenwärtigem Falle war er sich bewußt, daß er nichts zu verlieren habe, denn er war überzeugt, daß die Indianer im Voraus über sein Schicksal entschieden hatten. Gelang sein Plan, so war die Möglichkeit vorhanden, daß er entkommen konnte, wo nicht, wollte er wenigstens als wackerer Grenzbewohner sterben, und eine beträchtliche Anzahl seiner grausamen Feinde mit sich in's Verderben ziehen.

Sobald sein Entschluß gefaßt war, führte er denselben mit gewohnter Kaltblütigkeit aus; vermöge seiner Geistesgegenwart fand er Zeit, sich auf's Pferd zu schwingen und zu flüchten.

Indessen war noch nicht Alles überstanden.

denn die Hufschläge, welche Lanzi hinter sich hörte, machten ihm bedeutende Sorge, indem er daraus ersah, daß sein Plan nicht so vollständig gelungen war, wie er gehofft hatte und wenigstens einer seiner Feinde entkommen sei und ihn verfolge.

Lanzi verdoppelte seine Eile, ließ sein Pferd unzählige Wendungen machen und überließ sich noch immer der Hoffnung, seinen Feind irre führen zu können; vergebens; immer ließ sich der Hufschlag hinter ihm hartnäckig vernehmen.

Wie besorgt ein Mann auch sein mag und wie mit bedeutender Energie ihn der Himmel auch ausgestattet haben mag, erschüttert doch nichts den Muth so sehr, als wenn man sich im Dunkel von einem unsichtbaren und daher ungreifbarem Feinde verfolgt weiß. Die Dunkelheit der Nacht, die Stille der Einöde, die Bäume, welche während eines raschen Rittes rechts und links wie eine Schaar unheimlich drohender Gespenster vorüberfliegen, Alles vereinigt sich um den Schrecken des Unglücklichen zu steigern, der von einem unbegreiflichen Schwindel erfaßt um so schwerer leidet, als er das Bewußtsein der Gefahr hat, und nicht weiß, wie er sie beschwören soll.

Lanzi jagte mit gerunzelten Brauen, bebenden Lippen, in Schweiß gebadet mehrere Stunden lang querfeldein, verfolgte, über den Hals seines Pferdes gebogen keine bestimmte Richtung, hörte aber fortwährend

die unermüdlichen Hufschläge des Pferdes, das ihn verfolgte, hinter sich.

Sonderbarer Weise schien sich der Verfolger nicht bedeutend genähert zu haben, seitdem er ihn zuerst gehört hatte; man hätte meinen können, daß sich der unbekannte Reiter damit begnügen wolle die Spur des Verfolgten nicht zu verlieren, ihn aber keineswegs einholen wolle.

Indessen legte sich die erste Angst Lanzi's allmählich, die kühle Nachtluft brachte ihn wieder zur Besinnung, seine Fassung kehrte zurück und mit ihr die nöthige Besonnenheit, um seine Lage richtig zu erkennen.

Lanzi schämte sich seiner lächerlichen Furcht, die eines Mannes wie er, nicht nur unwürdig war, sondern ihn schon so lange im Interresse seiner persönlichen Sicherheit die heilige Pflicht vergessen ließ, die er sich auferlegt hatte, die Tochter seines Freundes oder wenigstens Diejenige, welche er als solche betrachtete, mit Gefahr des eignen Lebens zu beschützen und zu vertheidigen.

Sobald ihm der Gedanke kam, fühlte er sich wie vom Blitze getroffen, eine brennende Röthe bedeckte sein Gesicht, seine Augen blitzten auf und er hielt sein Pferd plötzlich an, entschlossen, seinen Verfolger um jeden Preis los zu werden.

Das plötzlich im Laufe gehemmte Pferd fühlte seine zitternden Beine unter sich wanken, wieherte vor Schmerz und blieb unbeweglich stehen. Im selben

Augenblicke hörten auch die Hufschläge des unsichtbaren Pferdes auf.

„Oho!" brummte Lanzi, „das fängt ja an, verdächtig auszusehen."

Hierauf zog er eine Pistole aus dem Gürtel.

Augenblicklich ertönte wie ein geisterhafter Widerhall das Schnappen des Hahnes einer Pistole, welche sein Feind ebenfalls lud.

Jener Laut steigerte die Besorgniß des Dieners nicht, sondern schien ihn vielmehr zu beruhigen.

„Was soll das bedeuten?" fragte er sich im Stillen, indem er gedankenvoll den Kopf schüttelte, „habe ich mich geirrt? Und ist es kein Apache, mit welchem ich zu thun habe?"

Nachdem er vergebens versucht hatte, seinen Feind durch die Dunkelheit zu erkennen, rief er mit kräftiger Stimme aus: „Holla, wer seid Ihr?"

„Und Ihr?" antwortete eine männliche Stimme aus der Dunkelheit in ebenso entschlossenem Tone, als der Lanzi's gewesen.

„Das ist eine sonderbare Antwort," entgegnete Lanzi.

„Nichts sonderbarer wie die Frage."

Die beiden Männer hatten sich im trefflichsten Spanisch unterhalten. Nachdem sich Lanzi überzeugt, daß er einen Weißen vor sich habe, verlor er alle Furcht, entlud seine Pistole und sagte in aufgeräumtem Tone: „Ihr werdet nach dem langen Ritte wohl ebenso

ermüdet sein, wie ich, Caballero, wollen wir uns gemeinschaftlich ein wenig ausruhen?"

„Ich bin es gern zufrieden," antwortete Jener.

„Sieh da!" rief eine Stimme aus, welche Lanzi sofort erkannte, „das ist ja Lanzi."

„Gewiß!" rief Jener erfreut aus, voto a brios! Donna Carmela, ich erwartete nicht, Euch hier zu treffen!"

Unsere drei Personen vereinigten sich. Man hatte sich gegenseitig bald erkannt.

Die Furcht kann weder berechnen, noch vernünftig nachdenken. Donna Carmela und Lanzi hatten sich Beide von einer blinden Furcht hinreißen lassen und waren geflüchtet, ohne sich Rechenschaft über ihre Empfindung zu geben; sie waren blind dem Triebe der Selbsterhaltung gefolgt, welche starke Waffe Gott dem Menschen eingepflanzt hat, um ihn in Fällen dringender Gefahr in den Stand zu setzen derselben zu entgehen.

Der einzige Unterschied bestand darin, daß sich Lanzi von den Apachen verfolgt wähnte, während Carmela meinte, daß dieselben vor ihr ritten.

Als das junge Mädchen auf den Antrieb Lanzi's die Venta verlassen, hatte sie in blinder Hast den ersten Weg eingeschlagen, der sich ihr bot.

In dem Augenblicke, wo das Haus mit furchtbarem Gekrach in die Luft flog, hatte es Gott zum Glücke Carmela's gefügt, welche vor Schrecken halb todt vom Pferde gefallen war, daß sie einem weißen

Jäger begegnete, den die Erzählung der Gefahren, die ihr drohten, rührte und der sich großmüthig erbot, sie nach der Hacienda del Mezquite zu bringen, wohin sich das junge Mädchen begeben wollte, um sich unter den unmittelbaren Schutz Ruhig's zu stellen.

Nachdem Donna Carmela einen forschenden Blick auf den Jäger geworfen und sich von seinem offenen Blicke und ehrlichen Gesichte angezogen gefühlt hatte, nahm sie sein Anerbieten mit um so größerer Dankbarkeit an, als sie fürchtete, in der Dunkelheit unter die Indianer-Horden zu gerathen, welche die Straßen beunruhigten und die sie wegen ihrer Unkenntniß der Oertlichkeiten schwer hätte vermeiden können.

Das junge Mädchen trat daher mit ihrem Führer den Weg nach der Hacienda an; aber in der ängstlichen Stimmung, in welcher sich Beide befanden, waren sie durch die Hufschläge des Pferdes Lanzi's auf die Vermuthung gekommen, daß sich ein feindlicher Trupp vor ihnen befinde, sie hatten daher mit großer Sorgfalt eine gewisse Entfernung beobachtet, um bei der geringsten verdächtigen Bewegung ihrer vermeintlichen Feinde umkehren und flüchten zu können.

Diese Erklärung machte aller Besorgniß ein Ende und Carmela und Lanzi überließen sich der Freude sich auf so wunderbare Weise wieder vereinigt zu sehen.

Während der Diener seiner jungen Herrin berichtete, auf welche Weise er sich mit den Apachen abgefunden habe, nahm der Jäger besonnener Weise die

Pferde beim Zügel und führte sie in ein Dickicht, wo er sie sorgfältig verbarg, worauf er zu seinen neuen Freunden zurückkehrte, die sich auf den Boden gelagert hatten, um ein wenig zu ruhen.

In dem Augenblicke, wo der Jäger zurückkam, sagte Lanzi zu dem jungen Mädchen:

„Warum solltet Ihr Euch heute Nacht noch länger anstrengen, Sennorita? Unser neuer Freund und ich werden Euch mit wenigen Axtschlägen einen Jacal von Baumzweigen, errichten unter welchem Ihr vollkommen geschützt seid. Ihr könnt bis zum Anbruch des Tages schlafen und dann setzen wir unsere Wanderung nach der Hacienda wieder fort. Für den Augenblick habt Ihr keine Gefahr zu befürchten, denn Ihr seid von ein paar Männern bewacht, welche nöthigen Falls bereit sind, ihr Leben für Euch zu lassen."

„Ich danke Euch, mein guter Lanzi," antwortete das junge Mädchen, „ich kenne Eure Treue und würde mich derselben unbedingt anvertrauen, wenn wir jetzt die Nähe der Apachen zu fürchten hätten. Ihr könnt daher versichert sein, daß es nicht aus Furcht vor den Apachen ist, wenn ich wünsche, so bald wie möglich aufzubrechen."

„Welcher triftige Grund könnte Euch sonst bestimmen, Sennorita?" fragte Lanzi verwundert.

„Das geht nur mich und meinen Vater an; laßt es Euch genügen, wenn ich Euch sage, daß ich ihn unbedingt noch heute Nacht sehen und sprechen muß."

„Wohlan, da Ihr es wollt, Sennorita, willige ich darein," antwortete der Diener kopfschüttelnd; „jedenfalls werdet Ihr zugeben müssen, daß es von Eurer Seite eine seltsame Grille ist."

„Nein, guter Lanzi," erwiederte sie traurig, „es ist keine Grille. Wenn Ihr die Gründe erfahren werdet, die mich dazu bestimmen, bin ich überzeugt, daß Ihr mir Recht geben müßt."

„Das kann schon sein, warum sagt Ihr mir dieselben nicht lieber gleich?"

„Weil es mir jetzt unmöglich ist."

„Still!" sagte der Jäger, indem er plötzlich dazwischen trat, „augenblicklich sind alle Reden vom Uebel, denn wir müssen schleunigst aufbrechen."

„Was wollt Ihr damit sagen?" riefen Beide erschrocken aus.

„Die Apachen haben unsere Fährte entdeckt, sie eilen rasch herbei und werden, ehe zwanzig Minuten vorüber sind, hier sein. Dieses Mal täusche ich mich nicht, sie sind es wirklich." Es folgte eine lange Pause.

Donna Carmela und Lanzi lauschten aufmerksam.

„Ich höre nichts," sagte der Diener nach einer Weile.

„Ich auch nicht," murmelte das junge Mädchen.

Der Jäger lächelte flüchtig.

„Ich glaube gern, daß Ihr nichts höret," sagte er, „denn Eure Ohren sind nicht wie die meinigen an die geringsten Laute der Wildniß gewöhnt. Glaubt aber meinen Worten und verlaßt Euch auf meine

Erfahrung die mich nie getäuscht hat: Eure Feinde sind nahe."

„Was ist zu thun?" murmelte Donna Carmela.

„Wir müssen fliehen!" rief Lanzi aus.

„Hört," bemerkte der Jäger gelassen, „die Apachen sind zahlreich und listig, wir können sie nur durch gleiche List besiegen. Wenn wir versuchen, Widerstand zu leisten, so sind wir verloren und wenn wir alle Drei gemeinsam fliehen, müssen wir ihnen über kurz oder lang doch in die Hände fallen. Flüchtet mit der Sennorita, während ich hier bleibe; seid aber darauf bedacht, die Füße Eurer Pferde zu umwickeln um die Hufschläge derselben zu dämpfen."

„Aber Ihr?" rief das junge Mädchen lebhaft aus.

„Habe ich Euch nicht gesagt, daß ich hier bleiben würde?"

„Ja, dann gerathet Ihr aber in die Hände der Heiden und werdet von denselben unbarmherzig umgebracht."

„Wohl möglich," antwortete er in schwermüthigem Tone, „dann wird mein Tod wenigstens etwas genützt haben, wenn er dazu beiträgt, Euch zu retten."

„Sehr wohl," sagte Lanzi, „ich danke Euch für Euer Anerbieten, Caballero, kann und will es aber nicht annehmen, so darf es nicht geschehen. Ich habe das Unternehmen begonnen, erlaubt, daß ich es nach eigenem Ermessen beende. Fliehet mit der Sennorita, übergebt sie den Händen ihres Vaters und wenn Ihr



mich nicht wiedersehen und nach mir gefragt werden sollte, so sagt einfach, daß ich mein Wort gehalten und mein Leben für sie gelassen habe."

„Das werde ich nimmermehr zugeben," rief Donna Carmela entschlossen aus.

„Still!' fiel ihr Lanzi rasch in's Wort, „eilt, eilt! Ihr habt keinen Augenblick zu versäumen."

Trotz ihres Widerstrebens faßte er das junge Mädchen in seine nervigen Arme und trug sie in das Dickicht.

Carmela sah ein, daß der Entschluß Lanzi's unwiderruflich gefaßt war und fügte sich darein.

Der Jäger nahm das Opfer des Dieners ebenso einfach an, wie er sich selbst dazu erboten hatte; das Benehmen des Halbindianers kam ihm ganz natürlich vor; er machte nicht den geringsten Einwand und beschäftigte sich eifrig damit, die Pferde bereit zu halten.

„Jetzt gehet," sagte der Diener, sobald der Jäger und das junge Mädchen im Sattel saßen, „gehet, und Gott mit Euch!"

„Und Ihr, mein Freund?" bemerkte Carmela abermals.

„Ich," antwortete er mit sorglosem Kopfschütteln, „die rothen Teufel haben mich noch nicht. Jetzt fort!"

Lanzi versetzte den Pferden, um ferneren Erörterungen ein Ende zu machen, einen kräftigen Hieb mit seinem Chicote; die edlen Thiere jagten schleunigst davon und waren seinen Blicken bald entschwunden.

Sobald sich der arme Mensch allein sah, seufzte er tief auf.

„Dieses Mal,“ murmelte er betrübt vor sich hin, „dieses Mal fürchte ich sehr, daß es aus sein wird mit mir. Gleichviel, Canarios! Ich werde mich tapfer wehren und wenn mich die Heiden erwischen soll es ihnen wenigstens theuer zu stehen kommen.“

Nachdem der wackere Lanzi einen so energischen Entschluß gefaßt und sich dadurch selbst wieder Muth zugesprochen hatte, stieg er aufs Pferd und hielt sich bereit zu handeln.

Die Apachen kamen mit einem Getöse heran, was einem heftigen Donner glich.

Schon konnte man ihre dunklen Gestalten durch die Nacht erkennen.

Lanzi lockerte die Zügel, faßte sie dann zwischen die Zähne, nahm eine Pistole in jede Hand und als er den Augenblick günstig glaubte, drückte er seinem Pferde die Sporen in die Seiten und sprengte den Rothhäuten mit verhängtem Zügel entgegen und traf in schräger Richtung mit ihnen zusammen.

Sobald er in Schußweite gekommen war, feuerte er seine Waffen mitten auf die Truppe ab, stieß einen herausfordernden Schrei aus und setzte seine Flucht mit verdoppelter Eile fort.

Es geschah, was der Diener vorausgesehen hatte. Seine Kugeln hatten getroffen. Zwei Apachen waren durch die Brust geschossen und stürzten todt zu Boden.

Die Indianer waren wüthend über den verwegenen Angriff, den sie weit entfernt gewesen von Seiten eines einzigen Mannes zu vermuthen und eilten ihm mit wüthendem Geheul nach.

Das war, wie gesagt, was Lanzi bezweckte.

„So!“ sagte er, als er das Gelingen seiner List bemerkte, „jetzt sind sie alle auf einem Punkt vereinigt und es steht nicht mehr zu fürchten, daß sie sich zerstreuen werden. Carmela und der Jäger sind gerettet und was mich betrifft … bah! Wer weiß!“

Donna Carmela und der Jäger waren den Apachen nur entgangen, um unter die Jaguare zu gerathen. Wir haben bereits gesehen, wie sie, Dank der Unerschrockenheit Ruhig's, gerettet wurden.

Zehntes Kapitel.

Geständnisse.

Ruhig hörte mit gesenktem Kopfe und mit gerunzelten Brauen die Erzählung des jungen Mädchens aufmerksam an; als sie schwieg, blickte er sie eine Zeit lang fragend an.

„Ist das Alles?" sagte er.

„Alles," antwortete sie schüchtern.

„Und hast Du nichts von Lanzi, meinem armen Lanzi gehört?"

„Nichts. Wir haben zwei Schüsse knallen, mehrere Pferde eiligst davonsprengen und die Apachen ihr Kriegsgeschrei ausstoßen hören, dann ist aber alles wieder still geworden."

„Was mag aus ihm geworden sein!" sagte der Tigrero traurig.

„Er ist entschlossen und scheint das Leben der Wildniß zu kennen," bemerkte Treuherz.

„Ja," entgegnete Ruhig, „aber er ist allein."

„Das ist wahr," sagte der Jäger, „vielleicht ist er allein gegen fünfzig Feinde."

„Ach!“ rief der Canadier aus, „ich würde zehn Jahre meines Lebens darum geben, eine Nachricht von ihm zu bekommen.“

„Carai! Compadre!“ rief eine Stimme freudig aus, „die kann ich Euch geben und zwar die genaueste und Ihr braucht mir nichts dafür zu zahlen.“

Die Anwesenden erbebten unwillkürlich beim Klange jener Stimme und wandten sich schnell nach der Richtung, von welcher sie kam.

Die Zweige wurden auseinandergebogen und ein Mann zeigte sich.

Jener Mann war Lanzi.

Der Diener schien so ruhig und frisch zu sein, als ob ihm nichts Besonderes zugestoßen wäre, nur seine gewöhnlich verschlossene und finstere Miene zeigte einen Ausdruck von Schadenfreude, seine Augen blitzten und ein spöttisches Lächeln umspielte seinen Mund.

„Ihr seid bei Gott hoch willkommen, lieber Freund,“ sagte Ruhig, indem er ihm die Hand reichte, „wir waren in großer Besorgniß um Euch.“

„Ich danke Euch, Compadre, doch habe ich keine so große Gefahr gelaufen, als man hätte glauben sollen und es ist mir ziemlich leicht geworden, die verteufelten Apachen los zu werden.“

„Desto besser, und es gilt mir gleich, auf welche Weise es Euch gelungen ist, Euch zu retten: Ihr seid munter und wohlbehalten da, weiter verlange ich nichts. Wenn sie jetzt, wo wir vereinigt sind, Lust haben, mit

uns anzubinden, mögen sie nur kommen, wir wollen sie schon empfangen."

„Sie werden sich hüten; übrigens sind sie jetzt anderweitig beschäftigt."

„Glaubt Ihr?"

„Ich bin dessen gewiß: sie haben ein mexikanisches Lager, Soldaten, welche eine Conducta de Plata escortiren, gesehen und werden sich natürlich bemühen sich derselben zu bemächtigen. Ich verdanke sogar zum Theil meine Rettung jenem günstigen Umstande."

„Um so schlimmer für die Mexikaner," bemerkte der Canadier gleichgültig, „ein Jeder muß für sich selbst sorgen. Sie mögen sehen, wie sie fertig werden, ihre Angelegenheiten kümmern uns nicht."

„Das denke ich auch."

„Wir haben noch drei Stunden Nacht vor uns, wir wollen die Zeit dazu benutzen, um auszuruhen, um bei Sonnenaufgang bereit zu sein nach der Hacienda aufzubrechen."

„Der Rath ist gut und soll befolgt werden," sagte Lanzi, indem er sich mit den Füßen gegen das Feuer zu Boden streckte, sich in sein Zarapee hüllte und die Augen schloß.

Treuherz schien seiner Meinung zu sein, denn er that ein Gleiches.

Was Quoniam betrifft, so hatte er sich, nachdem er die Tiger und ihre Jungen sorgfältig abgestreift, schon vor zwei Stunden ans Feuer gestreckt und schlief hart

und fest mit jener gleichgültigen Sorglosigkeit, die der schwarzen Race eigen ist.

Ruhig wandte sich jetzt zu Carmela. Das junge Mädchen saß nicht weit von ihm und blickte gedankenvoll ins Feuer, während große Thränen aus ihren Augen rollten.

„Was heißt das, Töchterchen," sagte der Canadier liebevoll, „was machst Du da? Du mußt sehr ermüdet sein, warum suchst Du nicht einige Zeit zu ruhen?"

„Warum?" fragte sie traurig.

„Wie so, warum?" entgegnete der Tigrero eifrig, denn der Ton des jungen Mädchens fiel ihm auf, „um neue Kräfte zu sammeln."

„Laß mich wachen, mein Vater, ich würde trotz meiner Müdigkeit nicht schlafen können; der Schlaf würde mich fliehen."

Der Canadier betrachtete sie eine Zeit lang mit der größten Aufmerksamkeit.

„Was soll das bedeuten?" sagte er, indem er besorgt den Kopf schüttelte.

„Nichts, lieber Vater," antwortete sie und bemühte sich zu lächeln.

„Kind, Kind," entgegnete er, „Du bist nicht offen; obwohl ich nur ein armer, einfacher Jäger bin, der von den Dingen der Welt wenig weiß, liebe ich Dich doch so herzlich, daß ich ein Unglück ahne. Du leidest."

„Ich!" rief sie mit abwehrender Geberde, brach dann aber plötzlich in Thränen aus, warf sich an die treue Brust

des Jägers und während sie ihr Gesicht an seiner Schulter barg, murmelte sie mit erstickter Stimme: „Ach Vater, lieber Vater, ich bin sehr unglücklich."

Bei diesem Schmerzensschrei fuhr Ruhig auf, als habe ihn eine Schlange gebissen, sein Auge blitzte, er blickte das junge Mädchen mit väterlicher Zärtlichkeit an, richtete sie mit sanfter Gewalt auf, und sagte, indem er ihr ins Gesicht schaute, in angstvollem Tone:

„Du bist unglücklich, Carmela? Mein Gott, was ist denn geschehen?"

Es gelang dem jungen Mädchen mit gewaltiger Anstrengung, sich zu fassen, ihre Züge nahmen den gewohnten, sanften Ausdruck an, sie wischte sich die Thränen aus den Augen, lächelte den Jäger, der sie besorgt betrachtete, freundlich an und sagte in schmeichelndem Tone:

„Verzeihe mir, mein Vater, ich bin eine Närrin."

„Nein, nein," antwortete er, und schüttelte wiederholt den Kopf; „Du bist keine Närrin, mein Kind, aber Du verheimlichst mir etwas."

„Lieber Vater!" sagte sie erröthend und schlug betroffen die Augen nieder.

„Rede offen, meine Tochter, bin ich nicht Dein bester Freund?"

„Das ist wahr," stotterte sie.

„Habe ich Dir je einen Wunsch verweigert?"

„Nein, niemals!"

„Habe ich mich zuweilen zu streng gegen Dich gezeigt?"

„Nein!"

„Nun, warum gestehst Du mir nicht offen, was Dich quält?"

„Weil . . ." stotterte sie zögernd.

„Weil was?" entgegnete er in dringendem Tone.

„Weil ich es nicht wage."

„Ist es denn so schwer zu sagen?"

„Ja."

„Rede nur, mein Kind, Du kannst nirgends nachsichtiger beurtheilt werden, wie von mir."

„Gewiß nirgends, das weiß ich."

„So rede denn."

„Ich fürchte aber, Dich zu erzürnen."

„Du wirst mich noch weit mehr erzürnen, wenn Du bei Deinem Schweigen beharrst."

„Aber . . ."

„Höre, Carmela, Du hast, als Du eben erzähltest, was sich in der Venta zugetragen, gestanden, daß Du mich aufzusuchen wünschtest, gleichviel an welchem Orte und zwar noch heute Nacht; ist das wahr?"

„Ja, mein Vater."

„Nun hier bin ich, ich höre; wenn Deine Mittheilung übrigens so wichtig ist, wie Du mich hast merken lassen, so wird es gerathen sein, wenn Du Dich beeilst."

Das junge Mädchen erbebte, warf einen Blick an

den Himmel, an welchem sich bereits weißliche Streifen zeigten und zauderte nicht länger.

„Du hast Recht Vater," sagte sie in entschlossenem Tone, „ich habe Dir eine höchst wichtige Mittheilung zu machen, und fürchte, daß ich bereits zu lange gezaudert habe, denn es handelt sich um Leben und Tod."

„Du erschreckst mich."

„Höre mich."

„Rede, Kind, rede ohne Furcht, und rechne auf meine Liebe zu Dir."

„Das thue ich, lieber Vater, Du sollst daher Alles erfahren."

„Gut."

Donna Carmela schien sich eine Weile zu bedenken, dann legte sie ihre zarte Hand in die rauhe, kräftige Rechte ihres Vaters, senkte die langen Wimpern tief herab und hub mit Anfangs unsicherer Stimme, welche aber bald fester und verständlicher wurde, folgendermaßen an:

„Lanzi wird Dir gesagt haben, daß die Begegnung mit einer Conducta de Plata, welche in geringer Entfernung von der Stelle, wo wir uns befinden, lagert, ihm geholfen habe, sich der Verfolgung der Heiden zu entziehen. Jene Conducta, lieber Vater, hat die vergangene Nacht in der Venta zugebracht und der Capitain, der die Escorte befehligt, ist einer der ausgezeichnetsten Officiere der mexicanischen Armee. Er ist Dir bereits öfters rühmlichst genannt worden und ich glaube sogar,

daß Du ihn persönlich kennst: Er heißt Don Juan Melendez de Gongora."

„Aha!" sagte Ruhig.

Das junge Mädchen hielt athemlos inne.

„Fahre fort," fügte der Canadier sanft hinzu.

Carmela warf ihm einen Seitenblick zu; der Tigrero lächelte und sie entschloß sich daher zu reden.

„Der Zufall hat den Capitain Melendez bereits öfter nach der Venta geführt. Er ist ein ächter Caballero, freundlich, höflich, rücksichtsvoll und zuvorkommend und wir haben uns, wie der Lanzi auch bestätigen kann, nicht über ihn zu beschweren gehabt."

„Das glaube ich gern, mein Kind, denn der Capitain Melendez ist in der That ein Mann, wie Du ihn schilderst."

„Nicht wahr?" antwortete sie lebhaft.

„Ja, er ist ein ächter Caballero und es giebt leider nicht viel Officiere wie er, in der mexicanischen Armee."

„Die Conducta ist heute Morgen unter der Escorte des Capitains abgereist; zwei bis drei verdächtig aussehende Menschen waren in der Venta zurück geblieben. Sie blickten den Soldaten höhnisch lächelnd nach, setzten sich dann an einen Tisch, fingen an zu trinken ~~und wollten~~ und wollten sich unterstehen, mir unziemliche Reden zu sagen, wie sie ein ehrliches Mädchen nicht anhören darf, ja, stießen sogar Drohungen gegen mich aus."

„So?" entgegnete Ruhig mit gerunzelter Stirn, „kennst Du die Schlingel?"

„Nein, mein Vater, es sind Grenzstreifer, wie es deren nur zu viele in der Gegend giebt; aber obwohl ich sie öfters gesehen habe, weiß ich doch ihren Namen nicht."

„Gleichviel, kümmere Dich nicht weiter darum, ich werde sie schon entdecken."

„Ach, lieber Vater, ich versichere Dich, daß Du Unrecht hättest, Dich deshalb zu beunruhigen."

„Schon gut, das ist meine Sache."

„Glücklicher Weise kam in dem Augenblicke ein Reiter herbei, dessen Nähe genügte, um die Männer einzuschüchtern und sie zu zwingen, sich so höflich und achtungsvoll gegen mich zu benehmen, wie sie es immer hätten thun sollen."

„Wahrscheinlich war jener Reiter, der zu so gelegener Stunde kam, einer Deiner Freunde?"

„Nur ein Bekannter, Vater," sagte sie mit leichtem Erröthen.

„So, sehr gut."

„Aber es ist einer Deiner besonderen Freunde, wenigstens vermuthe ich es."

„So? Den Namen jenes Herrn weißt Du wohl, mein Kind?"

„Gewiß," entgegnete sie lebhaft.

„Willst Du mir ihn nennen? Ist es Dir nicht unangenehm?"

„Keineswegs. Er heißt der Jaguar!"

„Oho!" fuhr der Jäger mit gerunzelter Stirn fort, „was hatte er dann in der Venta zu suchen?"

„Ich weiß nicht, Vater; er sagte den Männern, von welchen ich Dir erzählt habe einige heimliche Worte, worauf sie sich sofort erhoben, auf ihre Pferde schwangen und ungesäumt davon sprengten."

„Das ist sonderbar," murmelte der Canadier.

Es folgte ein ziemlich langes Schweigen. Ruhig war in tiefe Gedanken versunken und suchte offenbar eine schwierige Frage zu lösen, die ihm viel zu schaffen machte.

Endlich blickte er auf.

„Hast Du mir weiter nichts zu sagen?" fragte er das junge Mädchen; „bis jetzt sehe ich nichts Besonderes an dem, was Du mir erzählt hast."

„Warte nur," sagte sie.

„Du bist also noch nicht fertig."

„Nein."

„Schön; so fahre fort."

„Obwohl der Jaguar leise mit den Männer gesprochen, habe ich doch aus einigen Worten, die ich, wie ich Dir zuschwören kann, Vater, ohne meinen Willen vernommen ..."

„Ich bin davon überzeugt. Du hast also aus jenen wenigen Worten errathen?"

„Das heißt, ich habe zu errathen geglaubt ..."

„Das kommt auf dasselbe heraus, fahre fort."

„Ich habe zu errathen geglaubt, daß sie von der Conducta sprachen."

„Und folglich auch vom Capitain Melendez, nicht wahr?“

„Davon bin ich um so gewisser überzeugt, als ich genau weiß, daß sein Name genannt wurde.“

„Ganz recht. Du hast daher geglaubt, daß der Jaguar die Absicht habe, die Conducta zu überfallen und vielleicht den Capitain zu tödten, wie?“

„Das will ich nicht behaupten, Vater,“ stotterte das junge Mädchen betroffen.

„Nun, Du fürchtest es aber.“

„Mein Gott, lieber Vater,“ fuhr sie etwas ungeduldig fort, „es ist nicht natürlich, daß ich mich für einen wackeren Officier interessire, welcher . . .“

„Es ist sehr natürlich, liebes Kind und ich tadele Dich nicht; ich bin überdieß überzeugt, daß Deine Vermuthungen der Wahrheit ziemlich nahe kommen und Du brauchst Dich deshalb nicht zu ereifern.“

„Glaubst Du wirklich, Vater?“ rief sie erschrocken aus und faltete die Hände.

„Sehr wahrscheinlich,“ antwortete der Canadier gelassen, „beruhige Dich aber, mein Kind,“ fügte er gütig hinzu; „obwohl Du vielleicht bereits zu lange gezögert hast, Dich gegen mich auszusprechen, wird es mir doch vielleicht gelingen, die Gefahr abzuwenden, welche gegenwärtig einen Mann bedroht, für den Du Dich so lebhaft interessirst.“

„Thue das, Vater, ich beschwöre Dich.“

„Ich werde mich wenigstens bemühen, mein Kind,

das ist Alles, was ich für jetzt versprechen kann; aber Du, was wirst Du thun?"

„Ich?"

„Ja, während meine Kameraden und ich versuchen werden, den Capitain zu retten."

„Wenn Du es mir erlaubst, mein Vater, werde ich Dich begleiten."

„Es sei, und ich gebe es um so lieber zu, als ich es für das Gerathenste halte. Du hast wohl eine große Zuneigung für den Capitain, weil Du so eifrig bemüht bist, ihn zu retten?"

„Ich, mein Vater?" antwortete sie mit der größten Offenheit, „nicht im Geringsten, ich finde es nur schrecklich, einen wackeren Officier umbringen zu lassen, wenn man ihn retten kann."

„Ohne Zweifel ist Dir der Jaguar verhaßt?"

„Keineswegs, lieber Vater. Trotz seines leidenschaftlichen Gemüthes halte ich ihn für einen edlen Menschen und zwar um so mehr, als Du ihn selbst achtest, was für mich der triftigste Grund ist. Es thut mir aber leid, wenn ich sehe, daß sich zwei Menschen anfeinden, welche sich gewiß lieben würden, wenn sie sich näher kennten, und ich möchte nicht, daß Blut zwischen ihnen flösse."

Das junge Mädchen sprach die Worte so unbefangen und offen aus, daß der Canadier eine Weile ganz betroffen war. Der schwache Lichtstrahl, den er zu sehen geglaubt, verschwand plötzlich, ohne daß er sich erklären

konnte, wie. Das Benehmen Donna Carmela's war ihm völlig unbegreiflich, ebenso wie die Beweggründe, die sie zum Handeln trieben und zwar um so mehr, als er keinen Grund hatte, an der Aufrichtigkeit ihrer Worte zu zweifeln.

Nachdem er das junge Mädchen eine Zeit lang zweifelnd betrachtet hatte, schüttelte er den Kopf wie ein Mann, der ein unbegreifliches Räthsel vor sich hat und schickte sich an, ohne ein Wort weiter hinzuzufügen, seine Gefährten zu wecken.

Ruhig war zwar einer der erfahrensten Waldläufer Nordamerika's, dem alle Geheimnisse der Wildniß bekannt waren, aber das tiefe Geheimniß, welches man das weibliche Herz nennt und das um so schwieriger zu ergründen ist, als sich die Frauen selbst in den meisten Fällen keine Rechenschaft über ihre Gefühle zu geben vermögen, war ihm stets dunkel geblieben.

Der Canadier theilte seinen Gefährten in wenigen Worten mit, um was es sich handle, und wie er es erwartet hatte, erhoben sie keine Einwände, sondern schickten sich an, ihm zu folgen.

Zehn Minuten später stiegen sie auf's Pferd und verließen das Lager unter der Führung Lanzi's.

In dem Augenblicke, wo sie unter den Bäumen verschwanden, erhob die Eule ihr Geschrei, welches den Aufgang der Sonne zu verkünden pflegt.

„Ach Gott!“ seufzte das junge Mädchen beklommen, „werden wir noch zur rechten Zeit kommen?“

Elftes Kapitel.

Der Jaguar.

Der Jaguar hatte die Venta del Potrero in großer Aufregung verlassen. Die Worte des jungen Mädchens hallten spöttisch in seinen Ohren wieder; der letzte Blick, welchen sie ihm zugeworfen hatte, verfolgte ihn wie ein Vorwurf. Der junge Mann bereute seine Unterhaltung mit Donna Carmela so plötzlich abgebrochen zu haben; er war unzufrieden mit der Art, wie er ihre Bitten erwiedert hatte; kurz, er war vollkommen in der Stimmung, eine jener Grausamkeiten zu begehen, zu welcher ihn sein heftiger Sinn nur zu häufig hinriß, die seinem Rufe ein unverlöschliches Brandmal aufgedrückt hatten, und die er stets bitter bereute, wenn es zu spät war.

Er jagte mit verhängtem Zügel über die Prairie, zerriß mit den Sporen die Weichen seines Pferdes, welches sich vor Schmerz aufbäumte, und murmelte halblaute Flüche vor sich hin, indem er um sich schaute wie ein Raubthier, das auf Beute lauert.

Eine Zeit lang war er gesonnen, zurückzukehren,

sich zu den Füßen des jungen Mädchens zu werfen, kurz, den Fehler gut zu machen, zu welchem ihn seine Leidenschaftlichkeit hingerissen hatte und sich, indem er jede eifersüchtige Regung verläugnete, Donna Carmela zur unbedingten Verfügung zu stellen und sich zu Allem zu erbieten, was sie geneigt sein würde, ihm zu befehlen.

Aber der gute Vorsatz wurde, wie es häufig zu geschehen pflegt, nicht zur That. Der Jaguar bedachte sich, mit der Ueberlegung kehrten Zweifel und Eifersucht wieder und die natürliche Folge davon war, daß er sich von einem neuen noch heftigeren und blindem Zorn ergriffen fühlte.

Der junge Mann ritt lange Zeit weiter, ohne, wie es schien, eine bestimmte Richtung zu verfolgen; doch hielt er von Zeit zu Zeit inne, hob sich in den Bügeln, durchforschte die Ebene mit durchdringendem Blicke und jagte dann ebenso schnell weiter.

Gegen drei Uhr Nachmittag überholte er die Conducta de Plata; da er sie aber von schon Weitem erblickte, konnte er dieselbe, indem er in schräger Richtung rechts abschwenkte und sich in ein dichtes Gehölz peruanischer Palmen warf, vermeiden, wo er lange genug unsichtbar blieb, um nicht befürchten zu müssen, von den Kundschaftern entdeckt zu werden, welche der Truppe voranritten.

Endlich ohngefähr eine Stunde vor Sonnenuntergang stieß der junge Mann, welcher wohl zum hundertsten Mal inne hielt, um die Ebene zu durchforschen, einen

unterdrückten Freudenschrei aus. Er hatte diejenigen endlich eingeholt, mit denen er so ungeduldig war, zusammen zu treffen.

Ohngefähr fünfhundert Schritt von der Stelle, wo der Jaguar jetzt hielt, erblickte man eine Truppe von dreißig bis fünf und dreißig Reitern, die den Pfad, der die Prairie durchschnitt und dem man den Namen einer Straße beilegte, in geordneter Reihe durchschritt.

Die Truppe bestand vollständig aus Weißen, wie die Kleidung der Leute deutlich verrieth, welche sich einer gewissen militärischen Haltung zu befleißigen schienen. Uebrigens waren jene Reiter mit Waffen aller Art reichlich versehen.

Wir haben im Anfange unserer Erzählung mehrere Reiter erwähnt, die bereits in der Entfernung zu verschwinden anfingen; es waren dieselben, welche der Jaguar jetzt erblickte.

Der junge Mann legte beide Hände trichterförmig an den Mund und stieß zu wiederholten Malen einen durchdringenden, langen und hellen Schrei aus.

Obwohl die Truppe noch ziemlich entfernt war, hielten die Reiter doch bei diesem Zeichen ihre Pferde so plötzlich an, daß sie wie in den Boden gewurzelt standen.

Der Jaguar bog sich jetzt über den Hals seines Pferdes, setzte mit demselben über die Gebüsche und hatte die Truppe, welche auf ihn wartete, bald erreicht.

Der Jaguar wurde mit Freudengeschrei aufgenommen

und alle Anwesenden drängten sich mit dem Zeichen der größten Theilnahme um ihn.

„Ich danke Euch für die Beweise Eurer Anhänglichkeit, meine Freunde," sagte er, „schenkt mir aber eine kurze Aufmerksamkeit, denn die Zeit drängt."

Die Ruhe war wie auf einen Zauberschlag wieder hergestellt, doch verriethen die funkelnden Blicke, welche auf dem jungen Manne ruhten, daß die allgemeine Neugierde zwar stumm aber deshalb nicht minder heftig sei.

„Ihr habt Euch nicht getäuscht, Meister John," fuhr der Jaguar fort, indem er sich an einen der Zunächststehenden wandte; die Conducta ist hinter uns, wir haben einen Vorsprung von höchstens drei bis vier Stunden vor ihr. Sie ist, wie Ihr mir bereits gemeldet habe von einer Escorte begleitet und aus dem Umstande, daß dieselbe von dem Capitain Melendez befehligt wird, geht hervor, daß man auf die Sicherheit derselben großen Werth legt."

Bei dieser Nachricht drückten die Anwesenden ihre Enttäuschung aus.

„Nur Geduld," fuhr der Jaguar mit spöttischem Lächeln fort, „wo die Gewalt nicht ausreicht, bleibt uns noch die List. Ich gebe zu, daß der Capitain Melendez tapfer und erfahren ist, sind wir aber nicht auch tapfere Leute? Ist die Sache, welche wir verfechten, nicht erhaben genug, um uns anzuspornen unsere Absicht auf jeden Fall durchzusetzen?"

„Ja, ja, hurrah, hurrah!“ riefen sämmtliche Anwesende, indem sie ihre Waffen begeistert schwangen.

„Meister John, Ihr habt Euch mit dem Capitain schon in Verbindung gesetzt, er kennt Euch. Bleibt daher mit einem Eurer Freunde hier. Laßt Euch verhaften. Ich verlasse mich auf Eure Klugheit, um den Verdacht abzuwenden, den der Capitain vielleicht fassen könnte.

„Seid unbesorgt, das ist meine Sache.“

„Gut; behaltet ihn aber scharf im Auge, denn Ihr habt es mit einem gefährlichen Manne zu thun.“

„Glaubt Ihr das wirklich?“

„Ja, wißt Ihr, wer bei ihm ist?“

„Nein, nicht im Entferntesten.“

„El Patre Antonio.“

„Was sagt Ihr da? Teufel! es ist gut, daß Ihr mich warnt.“

„Nicht wahr?“

„Oho! am Ende denkt uns der verwünschte Mönch in's Gehege zu kommen!“

„Das fürchte ich auch. Dieser Mensch hat, wie Ihr wißt, alles schlechte Gesindel, gleichviel von welcher Farbe, das in der Prairie umherschleicht, an sich gezogen; ja man behauptet sogar, daß er der Führer desselben wäre. Er kann sich sehr leicht in den Kopf gesetzt haben, sich die Conducta anzueignen.“

„Darauf werde ich, bei Gott, sehen. Verlaßt Euch nur auf mich; ich kenne ihn schon zu lange und genau, als daß er wagen sollte gegen mich aufzutreten. Sollte

er verwegen genug sein, es zu versuchen, so werde ich ihn bald unschädlich machen."

„Recht so; wenn Ihr die letzten Nachrichten eingesammelt habt, deren wir bedürfen um zu handeln, werdet Ihr ungesäumt zu uns zurückkehren, denn wir zählen die Augenblicke unterdessen."

„Abgemacht; wir treffen uns doch bei der Baranca del Gigante?"

„Ja."

„Noch ein Wort."

„Redet schnell."

„Wie steht es mit dem Blauen Fuchse?"

„Teufel, das hatte ich vergessen! Es ist gut, daß Ihr mich daran erinnert."

„Soll ich ihn erwarten?"

„Gewiß."

„Soll ich mit ihm unterhandeln? Man darf sich, wie Ihr wißt, auf das Wort eines Apachen nicht gar zu fest verlassen."

„Das ist wahr," entgegnete der junge Mann gedankenvoll; „indessen befinden wir uns gegenwärtig in einer schwierigen Lage. Wir sind gewissermaßen auf uns allein angewiesen; unsere Freunde zögern unschlüssig, und wissen nicht, ob sie sich für uns entscheiden sollen, während unsere Feinde hingegen das Haupt hoch tragen, neuen Muth fassen, und sich anschicken uns heftig anzugreifen. Obwohl das Bündniß mit den Apachen meinem Herzen widerstrebt, scheint es mir doch keinem

Zweifel zu unterliegen, daß uns dieselben, wenn sie ehrlich zu Werke gehen wollen, von großem Nutzen sein werden."

„Ihr habt Recht; in unserer gegenwärtigen Lage, wo wir, von der menschlichen Gesellschaft in die Acht erklärt, wie Raubthiere gehetzt werden, wäre es vielleicht unvorsichtig, wenn wir das Bündniß mit den Rothhäuten, was sie uns anbieten, von der Hand weisen wollten."

„Kurz, lieber Freund, ich gebe Euch unumschränkte Vollmacht, der Gang der Ereignisse wird Euch führen; ich verlasse mich vollständig auf Eure Treue und Klugheit."

„Ich werde Euer Vertrauen nicht täuschen."

„Trennen wir uns jetzt, Glück auf den Weg!"

„Glück auf! Auf Wiedersehen!"

„Auf Wiedersehen morgen!"

Der Jaguar winkte seinem Freunde einen letzten Abschied zu, stellte sich an die Spitze seiner Truppe und sprengte davon.

Genannter John war kein Anderer als John Davis, der Sklavenhändler, dessen sich der Leser aus den ersten Kapiteln unserer Erzählung entsinnen wird. Wir wollen jetzt nicht näher untersuchen, wie es kam, daß er jetzt in Texas weilte, und Mitglied einer Truppe Geächteter war, und jetzt nicht mehr Jäger, sondern selbst Wild geworden war. Wir behalten uns vor, unseren Leser zu gelegener Zeit darüber aufzuklären.

John und sein Gefährte ließen sich von den Kund-

schaftern des Capitain Melendez widerstandlos verhaften. Wir haben bereits in einem früheren Kapitel mitgetheilt, wie sie sich im mexikanischen Lager benahmen. Wir wollen jetzt nicht darauf zurückkommen, sondern uns dem Jaguar anschließen.

Der junge Mann schien der Anführer der Reiter zu sein, an deren Spitze er sich gestellt hatte und war es in der That.

Die Leute gehörten sämmtlich der angelsächsischen Race an, d. h., es waren Nordamerikaner.

Welches Gewerbe trieben sie jetzt? Ein sehr einfaches.

In gegenwärtigem Augenblicke waren sie Insurgenten. Die Meisten von ihnen waren zu der Zeit in Texas eingewandert, wo die mexikanische Regierung die amerikanische Einwanderung gestattet hatte, sie hatten sich im Lande niedergelassen und Colonien und Ansiedelungen gegründet. Kurz, sie betrachteten die Provinz als eine neue Heimath.

Als die mexikanische Regierung anfing, das drückende und quälerische System einzuführen, welches sie seitdem nicht wieder aufgegeben hat, ließen jene wackeren Leute den Spaten und das Grabscheit im Stiche, um zu dem kentuckyschen Rifle zu greifen, sich aufs Pferd zu schwingen und ihren Bedrückern, welche sie zu Grunde zu richten dachten, mit offener Gewalt entgegen zu treten.

Es hatten sich an verschiedenen Punkten von Texas solche Truppen von Insurgenten gebildet, welche überall, wenn sie mit den Mexikanern zusammentrafen, tapfer

gegen dieselben kämpften. Unglücklicher Weise waren jene Truppen vereinzelt, standen mit einander in keiner Verbindung und wurden von Anführern befehligt, welche sämmtlich unabhängig von einander waren und von denen sich keiner entschließen konnte, sich dem Oberbefehle eines Einzigen zu fügen, was doch das einzige Mittel gewesen wäre, sich jener Unabhängigkeit zu versichern, welche wegen der inneren Spaltungen von den Einsichtsvollen als ein leerer Traum betrachtet wurde.

Die von uns erwähnten Reiter hatten sich der Führung des Jaguars anvertraut, der trotz seiner Jugend im ganzen Lande einen so fest begründeten Ruf des Muthes, der Gewandtheit und Besonnenheit hatte, daß sein Name allein genügte, um die Feinde zu schrecken, mit welchen sie der Zufall zusammenführte.

Der Fortgang der Ereignisse wird lehren, daß die Colonisten, indem sie ihn zum Anführer wählten, keinen Mißgriff gethan hatten.

Der Jaguar war in der That ein Führer, wie ihn jene Leute brauchten; er war jung, schön und besaß jene Anziehungskraft, die geborenen Herrschern eigen ist; er sprach wenig, aber jedes seiner Worte machte Eindruck.

Er begriff, was seine Gefährten von ihm erwarteten und that Wunder; denn es erging ihm wie es großen Seelen gewöhnlich zu ergehen pflegt, deren Fähigkeiten sich mit ihrem Wirkungskreise vergrößern und deren umfassende Thätigkeit die Verstandeskräfte schärft. Sein Blick war unfehlbar, sein Wille unbeugsam ge-

worden. Er nahm seine neue Lage so vollständig in sich auf, daß er sich von keiner menschlichen Regung mehr beherrschen ließ. Er zeigte sowohl in der Freude, als im Schmerze dieselbe starre Miene und unter gewissen Umständen verriethen seine Züge bei der Begeisterung seiner Anhänger weder Feuer noch Entzücken.

Der Jaguar besaß keinen niedrigen Ehrgeiz; die Uneinigkeit, welche unter den Insurgenten herrschte, betrübte ihn und er ersehnte eine Vereinigung, die er für unumgänglich nöthig erachtete und welche herbeizuführen er mit allen seinen Kräften bemüht war. Mit einem Worte, der junge Mann hatte den ächten Glauben! Er glaubte an den Sieg! denn trotz der zahllosen Fehler, welche die Insurgenten in Texas von Anfang an begangen hatten, erkannte er in dem so mangelhaft geleiteten Werke der Freiheit eine solche Lebensfähigkeit, daß er endlich zu der Einsicht kam, wie in jeder socialen Frage eine höhere Gewalt liege, als die rohe Kraft, der Muth oder selbst das Genie besitzt, und daß jene Gewalt in der Lösung eines Conflikts liege, der zur Reife gediehen, dessen Zeit gekommen, dessen Stunde am Zifferblatte Gottes geschlagen hat. Er vergaß alle anderen Nebenrücksichten und hoffte auf eine freundliche Zukunft.

Der Jaguar hatte, um die Isolirung, in welcher sich seine Truppe befand, nach Kräften auszugleichen, einen Weg eingeschlagen, der bis dahin gelungen war. Es galt vor allen Dingen Zeit zu gewinnen und den

Krieg, wenn auch im ungleichen Kampfe, in die…tterung zu ziehen. Um das zu erreichen, mußte er seine Schwä…lich zu verheimlichen suchen, sich überall zeigen, nirgends verweilen, den Feind in ein Netz unsichtbarer Feinde verstricken, ihn zwingen, fortwährend kampffertig zu stehen, vergebens nach allen Richtungen auszuschauen, sich stets necken zu lassen, ohne je einen ansehnlichen Feind zum ernsten Angriffe vor sich zu haben. Das war der Plan, welchen der Jaguar gegen die Mexikaner in Anwendung brachte, wodurch er sie in jenes Fieber der Erwartung und Ungewißheit versetzte, welches für den Starken das gefährlichste Uebel ist.

Der Jaguar war mit seinen fünfzig bis sechszig Leuten daher von der Regierung mehr gefürchtet, als die übrigen Insurgenten.

Ein unglaublicher Zauber umgab den gefürchteten Anführer jener ungreifbaren Truppe, eine abergläubische Scheu ging demselben voraus und ihre bloße Nähe genügte, um die Truppen zu schrecken, welche ausgesandt waren, gegen sie zu kämpfen.

Der Jaguar benutzte jene Stimmung, um die gewagtesten Waffenthaten und die verwegensten Handstreiche auszuführen. Derjenige, welchen er jetzt im Schilde führte, war einer der keckten, den er je entworfen hatte. Es handelte sich um nichts Geringeres, als die Entführung der Conducta de Plata und die Gefangennehmung des Capitains Melendez, welchen er mit Recht für einen seiner gefährlichsten Gegner hielt und mit

wordenn sich zu messen er vor Ungeduld brannte. Er sicher sich wohl bewußt, daß, wenn ihm eine so glänzende That gelänge, die Partei der Insurgenten dadurch stark angelockt werden würde, sich ihm anzuschließen.

Nachdem der Jaguar John Davis zurückgelassen, eilte er rasch auf einen dichten Wald zu, dessen dunkle Umrisse am Horizonte aufstiegen und wo er sein Lager für die Nacht aufzuschlagen gedachte, denn er konnte die Baranca del Gigante erst am nächsten Tage ziemlich spät erreichen. Ueberdies wünschte er in der Nähe der beiden Männer zu bleiben, die er als Kundschafter zurückgelassen hatte, um von dem Resultate ihrer Operationen um so schneller in Kenntniß gesetzt zu werden.

Die Insurgenten erreichten den Wald kurz nach Sonnenuntergang und waren bald hinter den Bäumen verschwunden.

Sobald der Jaguar den Gipfel einer kleinen Anhöhe, welche die Gegend beherrschte, erreicht hatte, befahl er abzusteigen und das Lager aufzuschlagen.

In der Wildniß bedarf ein Lager keiner großen Vorbereitungen.

Man lichtet mit der Axt einen hinreichenden Raum, zündet in gemessenen Entfernungen Feuer an, um die Raubthiere fernzuhalten, pflöckt die Pferde aus, stellt Schildwachen auf, um über die allgemeine Sicherheit zu wachen, worauf sich Jeder an das Feuer streckt, in seine Decken hüllt und der Ruhe überläßt. Jene abge-

härteten Männer, welche an jede Unbill der Witterung gewöhnt sind, schlafen unter freiem Himmel ebenso friedlich als die Städter inmitten ihrer glänzenden Häuser.

Als Alle zur Ruhe gegangen waren, machte der junge Mann die Runde, um sich zu überzeugen, daß Alles in Ordnung wäre, kehrte dann an das Feuer zurück und vertiefte sich in ernste Betrachtungen.

Die ganze Nacht verstrich, ohne daß er sich von der Stelle rührte, doch schlief er keinen Augenblick. Seine Blicke blieben auf die verglimmenden Kohlen des Feuers gerichtet, das im Vergehen war. Welche Gedanken trübten seine Stirne und verdüsterten seine Miene?

Niemand hätte es errathen können.

Vielleicht weilte er im Lande der Träume und überließ sich einer jener schönen glänzenden und trügerischen Illusionen, die im zwanzigsten Jahre so verführerisch erscheinen.

Plötzlich erbebte er und sprang auf.

Die Sonne zeigte sich eben am Horizont und fing allmählich an, die Dunkelheit zu verjagen.

Der junge Mann neigte sich vor und lauschte.

Man hörte in geringer Entfernung den Hahn einer Flinte knacken und eine unter den Bäumen aufgestellte Schildwache fragte laut und vernehmlich:

„Wer da?“

„Gut Freund,“ antwortete eine Stimme aus dem Dickicht.

Der Jaguar erbebte.

„Ruhig hier!“ murmelte er in sich hinein, „weshalb mag er mich wohl aufsuchen?“

Er eilte hierauf in der Richtung davon, wo er den Tigertödter zu finden hoffte.

Ende des zweiten Bandes.

Schnellpressendruck von Ernst Stürke (C. Schumann) in Schneeberg.